

Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Germano-Române



Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Publicație semestrială a Societății Germano-Române

Jahrgang XXII • Heft 1 • Sommer 2019

- | | |
|-------------------------------|--|
| Kende Varga | Literatur in der Heimat – Heimat in der Literatur
Banater Heimatauffassung anhand ausgewählter Gedichte
des jungen Richard Wagner |
| Julia Ogradnik | Musik als Widerstandsmanöver
Zur Musik im Werk von Herta Müller |
| Gabriela Șandor | Freiheit, Überlebenskampf und wie man an Grenzen scheitert
Otto Alscher – Naturmensch, Schriftsteller und Jäger |
| Alice Buzdugan | Vereinigung der Gegensätze
Bukarest im Werk des rumäniendeutschen Autors Oscar Walter Cisek |
| Anna-Christine Weirich | Italienischkenntnisse gefragt!
Migration und Outsourcing-Prozesse in der Republik Moldau |
| Jana Stöxen | Ein vergebenes Unterfangen?
Mit Pauken und Trompeten für mehr Demokratie in
der Republik Moldau |
| Götz Teutsch | Eine wunderbare feine Seele
Gedenken an Eduard Weissmann |
| Hermine-Sofia Untch | Tätigkeitsbericht 2018
Deutsch-Rumänische Gesellschaft, Berlin |
| Neue Bücher | |

Deutsch-Rumänische Hefte

Herausgeber: Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.

Redaktion: Dr. Josef Sallanz (V.i.S.d.P.)
Jan-Peter Abraham
Jörn Henrik Kopfmann
Marianne Theil
Illa Weber-Huth

E-Mail: redaktion@deruge.org

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift.

Auflage: 700 Exemplare. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich.

Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter www.deruge.org, Onlinehefte.

Satz: Brigitta-Ulrike Goelsdorf

Druck: VS Breitfeld, Berlin

Bezug: Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der DRH kostenlos. Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60 Euro, ermäßigt 30 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt). Beiträge sind steuerlich absetzbar. Von Nichtmitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende. Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

Spenden: Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar. Als Nachweis gilt bei Beträgen in Höhe von bis zu 200 Euro der Kontoauszug als Beleg. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen gern eine Zuwendungsbestätigung aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Anschrift auf dem Überweisungsträger anzugeben.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.
Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108
BIC: PBNKDEFF

Textbeiträge sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten für beiderlei Geschlecht.

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

im Zentrum der neuen Ausgabe der DRH stehen vier deutsche Autoren aus Rumänien. Im ersten Beitrag erläutert der Budapester Literaturwissenschaftler Kende Varga das Heimatbild des aus dem Banat stammenden Schriftstellers Richard Wagner anhand seiner frühen Lyrik. Julia Ogradnik interpretiert die Musikalität in Herta Müllers Werk als Widerstandsmanöver gegen totalitäre Systeme, die nicht an klassische Prägungen sondern eher an volksliedartige Formen erinnere. Einen Einblick in die Schriften des aus dem Banat stammenden Naturschriftstellers Otto Alscher gewährt uns Gabriela Șandor, die in ihrem Aufsatz besonders auf den multiethnischen Lebensraum der Protagonisten in den Texten Alschers eingeht. Thema des Artikels von Alice Buzdugan ist die multiethnische Hauptstadt Rumäniens in den Büchern des in Bukarest geborenen Autors Oscar Walter Cisek, der seine Helden nicht selten negativ darstellt.

Mit zwei hochaktuellen Themen in der Republik Moldau befassen sich die beiden nächsten Autorinnen: Anna-Christine Weirich untersucht in ihrem Beitrag Migrations- und Outsourcing-Prozesse in der Moldau, und Jana Stöxen beschreibt den Versuch von moldauischen Oppositionsgruppen, mit Pauken und Trompeten die Demokratie zwischen Pruth und Dnjestr am Leben zu erhalten, auch wenn sie inzwischen von der Polizei dabei behindert werden.

Mit Götz Teutsch trauern wir um unser ehemaliges Beiratsmitglied Eduard Weissmann. Wir werden sein Andenken stets in Ehren halten.

Zum Ende dieser Ausgabe stellt Hermine-Sofia Untch in ihrem Beitrag die Aktivitäten der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft für das Jahr 2018 vor.

Eine interessante Lektüre wünscht Ihnen

Ihr
Josef Sallanz



Herta Müller und Richard Wagner in den 1980er Jahren in Rumänien.
Foto: Archiv Richard Wagner

Inhalt

- 4 **Heimat in der Literatur bei Richard Wagner**
Kende Varga
- 7 **Musik im Werk von Herta Müller**
Julia Ogradnik
- 10 **Otto Alscher – Naturmensch, Schriftsteller, Jäger**
Gabriela Șandor
- 13 **Bukarest im Werk von Oscar Walter Cisek**
Alice Buzdugan
- 16 **Migration und Outsourcing-Prozesse in der Republik Moldau**
Anna-Christine Weirich
- 19 **Für mehr Demokratie in der Republik Moldau**
Jana Stöxen
- 22 **Gedenken an Eduard Weissmann**
Götz Teutsch
- 23 **DRG-Tätigkeitsbericht 2018**
Hermine-Sofia Untch
- 25 **Neue Bücher**
 - Gabriela Adameșteanu: Begegnung. Roman (Sabine Krause)
 - Cătălin Mihuleac: Oxenberg & Bernstein. Roman (Romanița Constantinescu)
 - Ștefan Agopian: Handbuch der Zeiten. Roman (Tobias Larenz)
 - M. Nowotnick, F. Kühner-Wielach (Hg.): Wohnblockblues mit Hirtenflöte (Markus Fischer)
 - Emil Hurezeanu: Die Anatomiestunde. Gedichte (Edith Ottschofski)
 - Ioana Niculae: Der Himmel im Bauch. Roman (Petra Olosz)
 - Lavinia Braniște: Null Komma Irgendwas. Roman (Sabina De Carlo)
 - Radu Găvan: Neverland. Roman (Edith Ottschofski)
 - Radu Țuculescu: Stalin, mit dem Spaten voran. Roman (Ingrid Baltag)
 - Eva Filip: Nichtschweigen. Roman (Maria Irod)
 - Carmen-Francesca Banciu: Lebt wohl, Ihr Genossen und Geliebten! (Silvia Petzold)
 - D. Duca, A. Pfeifer, V. Stancu (Hg.): Das Leben wie ein Tortenboden (Silvia Irina Zimmermann)
 - Ana Blandiana: „Wozu Dichter in dürftiger Zeit?“ Reden und Essays (Horst Samson)
 - E. Király, O. Spiridon (Hg.): Der Fluss. Eine Donau-Anthologie der anderen Art (Markus Fischer)
 - Gheorghe Iacob: Rumänien in der Epoche der Modernisierung (1859-1939). (Martin Jung)
 - Bundesarchiv u.a. (Hg.): Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945. Band 13: Slowakei, Rumänien, Bulgarien. Bearb. v. B. Hutzelmann, M. Hausleitner, S. Hazan (Simon Geissbühler)
 - Janka Vogel: Die rumänische Diaspora in Berlin (Andreas Oskar Kempf)
 - Markus Bauer (Hg.): Europa Erlesen: Moldau/Moldova und Iași/Jassy (Alexander Rubel)

Literatur in der Heimat – Heimat in der Literatur

VON KENDE VARGA

*„Heimat mag die Erinnerung an eine Landschaft heißen, an eine Diktatur und an einen Mangel an Sprache und an Welt; die Erinnerung an einen transitorischen Zustand möglicherweise, an eine biographielange Fluchtbewegung.“
(Ernest Wichner, 1993)*

Schwäbische Dörfer im sozialistischen Rumänien bedeuten aus der Sicht der Literaturforschung nicht bloß topographische Orte, sie werden als Orte der Erinnerung betrachtet: Sie funktionieren als Erinnerungsstätte des literarischen, beziehungsweise kulturellen Erbes der Vorläufer rumäniendeutscher – in diesem Kontext banatschwäbischer – Künstler wie den im Banat geborenen Nikolaus Lenau. Zugleich sind diese kulturellen Schnittpunkte Erinnerungsorte der rumäniendeutschen Geschichte, mit denen sich die junge Schriftstellergeneration von Richard Wagner, ein Gründer der Aktionsgruppe Banat, jener berühmten, leider nur für kurze Zeit in den 1970er Jahren aktiven literarischen Gruppe, kritisch auseinandersetzte. Die Autoren brachen die jahrelang herrschenden literarischen Traditionen und Muster und folgten den aus dem Westen übertragenen modernen Techniken und Denkweisen, wobei sie sich jedoch als junge Marxisten bezeichneten. Wagner formulierte die Haltung dieser Generation in einem seiner späteren, rückblickenden Essays („Die Aktionsgruppe Banat. Versuch einer Selbstdarstellung“) in folgender Weise:



*Eine banatschwäbische Familie vor ihrem ersten „Haus“ nach der Deportation in den Bărăgan.
Quelle: www.banater-schwaben.org*

„Es trat die kuriose Situation ein, dass unser Feindbild zuerst einmal der Antikommunismus war. Damals, in den sechziger Jahren, waren die deutschen Dorfgemeinschaften in gewissen Maßen wieder intakt, sie hatten sich von Krieg und Nachkrieg erholt, von Deportation und Zwangsmaßnahmen. [...] Die Dorfgemeinschaften hatten die Intoleranz der Provinz, aus der wir heraus

wollten. Der Aufbruch aus diesen Dörfern hätte die Ankunft bei den Kommunisten werden können. Dass es nicht so kam, dafür haben die Kommunisten gesorgt.“

Auf der einen Seite hatte diese Generation – wie dies auch Wagner bestätigt – nicht mehr die Angst, die in den Erinnerungen, im Gedächtnis ihrer Elterngeneration noch lebendig war und die sich vor den öffentlich-staatlichen Vorgängen und Maßnahmen in ihrer Privatsphäre zu verbergen versuchte. Auf der anderen Seite positionierten sich die jungen Autoren der Aktionsgruppe Banat gegenüber der mit diversen Traumata verflochtenen Vergangenheit – denke man nun an die NS-Zeit oder an die Deportation in die Sowjetunion bzw. in der ersten Hälfte der 1950er Jahre in die Bărăgan-Steppe.

Durch diesen Paradigmenwechsel entstehen zugleich ein kollektiver Auftritt und ein gemeinsames Denken der Künstler, was die Identität dieser Generation etwa zwei Jahrzehnte nach dem zweiten Weltkrieg grundlegend definierte und bedingte, und das ihre Heimatauffassung ebenfalls sehr stark prägte. Die Künstler bildeten eine Gemeinschaft, für die die Banater Region und ihre

Geschichte als Rahmen ihres kollektiven Gedächtnisses dienten. Das Banater Dorf kann eben dadurch also als Erinnerungsort und parallel dazu auch als zentraler Gegenstand der Kritik betrachtet werden.

Im Werk von Wagner ist das imaginäre Dorfbild mit Erinnerungen der banatschwäbischen Minderheit und mit individuellen Erinnerungen des Ichs als Angehöriger einer Minderheitengruppe aufgeladen, was die Haltung des Autors grundsätzlich kennzeichnet. Daneben rückt aber schon die Neuformulierung der eigenen Identität, u. a. durch die Einbeziehung von bestimmten „westlichen“ kulturellen und künstlerischen Trends wie z.B. die englischsprachige Pop-Kultur mehr in

den Vordergrund. Die literarischen Bezüge auf Songs, wie *Hotel California* und *I can get no satisfaction*, und die damit verbundenen Assoziationen von Freiheit und Protest schaffen eine ideelle Distanz zwischen dem Banater Dorf und dem Westen, die aus politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Gründen nicht aufgehoben werden können.

Die reflektierenden lyrischen Texte, in denen sich einige Motive bzw. Ausdrücke der amerikanischen Pop-Kultur wiederfinden, sind jedoch in einen rumänien-deutschen Kontext eingebettet. Das Protestieren und die Popmusik verstärkten und unterstützten auf diese Weise einander. Die Anziehungskraft mancher Gedichte liegt bestimmt auch im blues-artigen Aufbau und der sanften Sprachverwendung, die in mehreren Texten von Wagner („schnee blues“, „Blues am Morgen“ oder „Ballade“) ebenfalls zu beobachten ist.

Erinnerung und Erinnerungsort in Gestalt der Banater Landschaft erscheinen im Gedicht „landaufenthalt 1“ (veröffentlicht im Band „die invasion der uhren“, 1977) in einem engen und intimen Kontext, indem Wagner Parallelen zu seiner Kindheit im Banater Dorf zieht und das ländliche Leben als eine bewegungslose, aussichtslose und sinnlose Wiederholung der alltäglichen Tätigkeiten und Routinen beschreibt:

landaufenthalt 1

bin ich einen tag auf dem land
 fange ich an langsamer zu sprechen
 meine sätze klingen gedehnt
 kein gedanke jagt mehr den anderen
 handgriffe fallen mir auf
 ich merke wie ich mich anziehe wie ich esse
 das geschirr des schweigens steht überdeutlich
 zwischen den worten

wenn ich auf dem land bin
 ein warnendes summen im ohr
 ist mein kopf sofort bumsvoll vom stoff der
 kindheit

erlebnisse steigen wie papierdrachen auf
 ich erinnere mich an sie wie an sprechblasen
 die szenen die mir einfallen
 stellen sich mir zusammenhanglos dar
 ich kann meinen gedanken keine richtung geben
 das bewusstsein des disparaten stellt sich ein der
 blick schärft sich für die vorgänge die
 einzelheiten

ich denke in bestandteilen
 zerlege jede geste in andere ihr untergeordnete
 gesten

der aufenthalt auf dem lande erscheint so als eine
 anzahl von subsystemen die sich zu keinem sys-
 tem summieren
 es ist wie eine ununterbrochene folge von
 regentagen

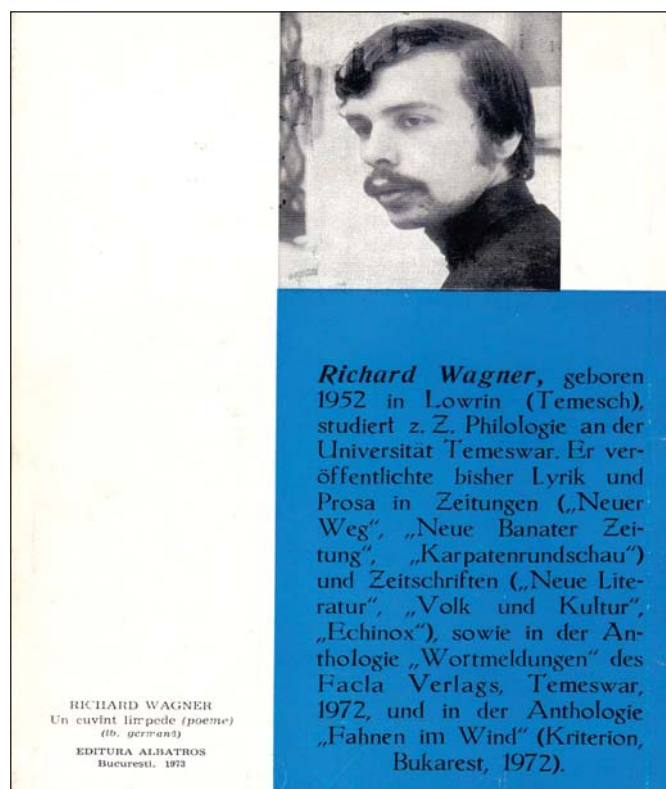
wenn ich aufs land fahre
 beginne ich mich sofort zu erinnern
 hartnäckig trage ich die zufälligen bilder zusammen
 das puzzle der kindheit
 es ergibt sich aber kein faden
 kein faden zum verlieren
 zum wiederaufnehmen

und ich rede nach wie vor in bruchstücken
 sitze zerknirscht da
 außerstande ein gespräch zu führen
 meine gesten sind zerfahren
 meine handlungen verstört
 eine unproduktive unruhe erfasst mich
 ich muss den landaufenthalt immer vorzeitig
 abbrechen

zelte abbrechend
 auf der flucht vor der sinnLOSIGKEIT

Aus dem individuellen Gedächtnis taucht der Ort der Kindheit auf, von dem zugleich die Merkmale des bewegungslosen Dorflebens erkennbar werden. Das Dorf mag in diesem Fall den Rückstand der Elterngeneration, bzw. die schon erwähnte Realitätsferne verkörpern, wo die Gedanken keine reale Funktion mehr und Wörter und Literatur ihren Sinn verloren haben. Die individuelle Erinnerung von Wagner wird hier vor allem als Last der Vergangenheit beschrieben.

In der literarischen Auffassung der Autorengeneration von Wagner war praktisch der doppelte Widerstand eine konstante, identitätsbezeichnende Stellungnahme: Die Autoren engagierten sich gegen die traditionelle Struktur der Dörfer und parallel gegen das sich verhärtende sozialistische Machtsystem. Nicht zu vergessen sind hierbei die erwähnten, aus dem Westen in Form von Büchern oder Schallplatten „eingeschmuggelten“ Ideen der Freiheitsbestrebungen und Bewegungen der 1960er Jahre, wie z.B. die Studentenproteste im Osten und im Westen, die innenpolitischen Veränderungen in der Tschechoslowakei unter Dubček aber auch die Ermordung von Robert F. Kennedy und Martin Luther King, sowie auch die

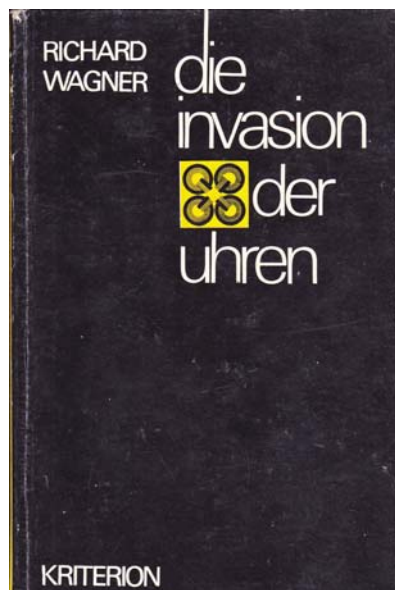


Buchrückseite: Richard Wagner, Klartext. Ein Gedichtbuch. Albatros Verlag, Bukarest 1973.

neuen, im rumäniendeutschen literarischen Kontext modernen Äußerungsformen der Kunst.

Im Werk „Banater Rührreilandschaft“ (erschien in „Wortmeldungen“, 1972) wird in Analogie dazu aus dem topographischen Ort *Banat* ein Erinnerungsort der Banater Autoren, indem dieser als ein Komplex aus konvergierenden Begriffen verstanden wird: Zum Erinnerungsort *Banat* gehört hier ebenfalls die Vergangenheit der rumäniendeutschen Minderheit. Wagner charakterisiert dabei das Banater Dorf als Ort der Regression und verleiht in seinen sprachlichen Ausdrücken und eindeutig negativen Bezügen der Beschreibung des Banater Dorfes eine eher verachtende Haltung und Konnotation. Die Ausgangssituation, die Wagner in seinem Gedicht schildert, ist weitgehend tragisch, die Zeilen haben einen ausgesprochen traurigen Charakter:

heut hat's mal wieder zu regnen begonnen
 einer hält sich die pipatsch vors gesicht
 auf den strassen liegt jede menge staub
 die witze sind noch immer die gleichen
 landauf landab geistert die kerweih
 die sonne blinzelt beschämt den
 steifen schwabengirls zu
 dann und wann hör ich schritte
 wie von stiefeln



Buchdeckel: Richard Wagner, *die invasion der uhren*. Gedichte. Kriterion Verlag, Bukarest 1977.

Die oppositionelle Einstellung zur damaligen kulturellen und literarischen Tendenz wird wiederum ganz klar thematisiert: „pipatsch“ steht für die bekannte Mundartbeilage der *Neuen Banater Zeitung*, die zur Unterhaltung für die Leute auf dem Lande diente, und hat hier die symbolische Funktion des Verbergens und der bewussten Isoliertheit. Der zynische Ton, in dem das lyrische Ich

über diese Landschaft und ihre Kultur spricht, ist schwer übersehbar. Man hat den Eindruck, außer Regen, Staub, alten Witzen und ständig organisierten Kirchweihen (das sogar in Mundart: kerweih) gäbe es dort kaum irgendetwas, was ästhetische Werte, humane Einstellung und Freiheit fördern würde. Das Dorf ist ein Ort, wo sich nichts ändert, wo kaum

ein Fortschritt statt findet, alles bewegungslos und erstarrt ist. Die schweren Schritte im Stiefel implizieren sogar die dunklen Zeiten des Dritten Reiches und bestimmen ebenfalls die Heimatauffassung im Gedicht.

Der Gebrauch von englischen Ausdrücken, die ein absurdes Nebeneinander der Kulturen schaffen, setzt dem bittersüßen Heimatbild die Krone auf: In der Wortschöpfung „Schwabengirls“ mischen sich das Alte, das Traditionelle und das Neue, das Moderne, das ‚Westliche‘ auf eine ironische, schon fast lächerliche Art und Weise.

Wagner und die Autoren der Aktionsgruppe schufen in ihrem Werk mit der Einbindung der Popmusik und der westlichen literarischen Tendenzen einen vorher nicht existierenden, imaginären Erinnerungsort in Bezug auf die Banater Landschaft, wobei sie die topographischen Orte – das Banat und den Westen – einander kontrastiv gegenüberstellten. Wagners Wortschöpfung *schwabengirls* drückt einerseits die Bodenständigkeit der Banater Schwaben und gleichzeitig den Traum von einem amerikanischen Lebensstil aus, der zur Entstehungszeit des Gedichtes im sozialistischen Rumänien – und leider noch lange Zeit nach der Entstehung dieser Gedichte – vollkommen unvorstellbar und unerreichbar war.

Kende Varga ist Literaturwissenschaftler an der Eötvös Loránd Universität, Budapest.



Buchdeckel: Richard Wagner, *hotel california*. gedichte 2. Kriterion Verlag, Bukarest 1981.

Zur Musik im Werk von Herta Müller

Musik als Widerstandsmanöver

VON JULIA OGRODNIK

Wenn sich Musik und Literatur begegnen, gehen sie oft innovative, klangschöne und einzigartige Verbindungen ein, die sich in Form von Liedern, Opern oder Büchern niederschlagen. Historisch betrachtet gingen Musik und Literatur aus ein und derselben Vorstellung, der antiken *Musiké* hervor, bevor sie sich erst spät voneinander trennten und schließlich innerhalb verschiedenster Kunstformen wieder zusammenfanden. Je nach Art dieses Zusammenfindens lassen sich bekannte Beispiele für solche Kunstformen nennen, etwa Richard Strauss' Opern „Der Rosenkavalier“, „Elektra“ und „Ariadne auf Naxos“ zu Hugo von Hofmannsthals Libretti, Franz Schuberts Lieder zu Wilhelm Müllers Gedichten, die wir als „Die Winterreise“ kennen oder Thomas Manns Roman „Der Zauberberg“ mit Bezügen wiederum zu Schubert und Richard Wagner. Innerhalb dieser letztgenannten Verbindung, der Musik in der Literatur, gibt es unterschiedliche Varianten, in denen sich die Musik in der Literatur zu erkennen gibt.

Auf den ersten Blick finden sich beim Lesen Anspielungen auf musikalische Werke, wenn etwa Hans Castorp im „Zauberberg“ Schuberts „Lindenbaum“ summt oder beispielsweise Artur Schnitzler ganze Notenfragmente in seine Erzählungen eingebaut. Häufig werden die Figuren als musikalisch oder zumindest musikaffin deklariert, wie etwa der Tonsetzer Adrian Leverkühn in Manns „Doktor Faustus“. Auf den zweiten Blick kann sich die Musik auch auf der Ebene der Textstruktur zeigen. Ganze Sonatenformen, Fugen, sinfonische Abläufe und auch kleinere Formen wie Songs und Volkslieder liegen manchem Roman, Gedicht oder manch kürzerer Erzählung zugrunde. Sowohl einfache Analogien, wie einzelne Kapitel, die bestimmten Sinfoniesätzen entsprechen, als auch stärker verdeckte Vergleichsmöglichkeiten, wie thematische Wiederholungen, die ihrem Ablauf und ihrer Variation nach einer Sonatenhauptsatzform folgen, können in musikalischen Texten nachgewiesen werden. Insbesondere technische Begriffe wie Leitmotivik, Phrasenbildung, Klang, (Satz-) Melodie usw. zeigen, dass Musik und Literatur in vielen Texten Hand in Hand gehen. Manchmal sind es auch einfach der ganz persönliche Schreibstil und der Klang eines Schriftstellers, die seine Texte musikalisch erscheinen lassen. Berühmtestes Beispiel wäre hier der Lyriker Paul Celan, dessen Sprachstil besonders häufig als musikalisch bezeichnet wird. Auch die Autoren selbst gelten allesamt als ‚musikalische‘ Autoren, so Ingeborg Bachmann, die eine Musikerlaufbahn anstrebte, oder E.T.A. Hoffmann, der nicht nur Schriftsteller und Jurist, sondern auch Musikkritiker, Kapellmeister und Komponist war.

Die Funktionen der Musik in der Literatur sind so unterschiedlich wie ihre Erscheinungsformen selbst.

Beispielsweise die Darstellung eines höheren artifiziellen Charakters, kunstphilosophische Ansichten, kulturpolitische Einstellungen oder sprachkritische Provokationen können als Funktionen dieser Kunstverbindung gelten. Letztere werfen etwa die Frage nach den Grenzen der Sprache auf, suchen eine Auflösung solcher Grenzen in der Musik, oder retten sich in das Credo der Zweckfreiheit der Kunst.

Was ist nun das Besondere an Herta Müllers Werk, das vordergründig zunächst gar nicht so viel mit Musik zu tun zu haben scheint? Die Erforschung der Musik in Herta Müllers Werk berührt gleichermaßen 1) das Erkenntnisinteresse an der Musik im Werk der Autorin (in Form von Liedern, z.B. das Lied vom Seidelbast) und wird 2) zum neuen Analysewerkzeug (z.B. Akkordbildung) sowie 3) zur Interpretationsstütze (z.B. Widerstandsmanöver). Diese Überlagerung der Funktionen von Musik innerhalb eines literarischen Werks stellt eine Besonderheit und Neuerung dar, wie die folgenden Ausführungen verdeutlichen wollen.



Herta Müller während der Lesung aus ihrem Roman „Atemschaukel“ in Potsdam, Juli 2010. Foto: Houty / CC BY-SA 4.0

Erste weitreichendere wissenschaftliche Äußerungen zur musikalischen Sprache und zu musikalischen Inhalten in Herta Müllers Werken wurden bereits in den 1990er Jahren getroffen. Dort werden mehrfach vor allem die Rhythmik und der Klang von Müllers Sprache als musikalisch charakterisiert und man stellt fest, dass sich Müller – vergleichbar mit Paul Celan – musikalischer Mittel bedient. Zentrale Elemente und Einflüsse der Musik, die Herta Müllers Texte aufweisen, insbesondere die genaue Betrachtung werkübergreifender Motive, Wiederholungsstrukturen, musikähnliche Sprache und

musikliterarische Bezüge (rumänische und/oder deutsche Volkslieder) kommen dort jedoch noch nicht oder nur selten zur Sprache.

Die Musik in Müllers Werk

Angelehnt an Erfahrungen ihrer Mutter und des Dichters Oskar Pastior erzählt Herta Müller in ihrem Roman „Atemschaukel“ davon, wie der 17jährige Leo in ein russisches Arbeitslager deportiert wird und dort täglich Hunger, Schwerstarbeit, Krankheit und Tod erfährt. Zwar überlebt er das Lager, doch kann er es im Geiste nicht wirklich verlassen. Und so tanzt er am Ende des Romans zum imaginären Song „La Paloma“ oder zum Lied vom Seidelbast und fühlt sich dabei ins Lager zurückversetzt,



Herta Müller in den 1980er Jahre im rumänischen Banat.
Quelle: Archiv Richard Wagner

denn das Lied vom Seidelbast wird im Deportationszug zum „Viehwagonblues“ und zur Paloma wurde im Lager getanzt. Es gibt Musiker und Instrumente im Roman, weitere Lieder, eine Serenade, indirekte „Lieder“, wie das Mantellied, das Eisenbahnlied, das Lied aus Zement, den Tanz mit der Schaufel und die Kriegsfanfare. Schon in Müllers früheren Werken gibt es musikalische Bezüge, die besonders häufig auftreten, wie z.B. das Akkordeon. Herta Müllers musikalische Erfahrungen in der Kindheit sind besonders vom Akkordeon, von den Liedern des betrunkenen Vaters, von der Kirchen- und Dorffestmusik geprägt. In der Jugend und im Erwachsenenalter kommen mit dem Erlernen des Rumänischen auch Texte, die Herta Müller für eine Rockband geschrieben hat und rumänische Folklore – insbesondere die der Sängerin Maria Tănase – sowie westliche Einflüsse hinzu. In ihrer kurzen Zeit als Kindergärtnerin versucht Müller schließlich, Volkslieder ihrer eigenen Kindheit an Kindergartenkinder weiterzugeben.

Akkorde

Versteht man Musik und Literatur im Zusammenspiel als zwei Ebenen, die sich nicht scharf gegeneinander abgrenzen, sondern innerhalb eines Werks passagenweise überlagern, erhält man als Schnittmenge beider Ebenen ihre Gemeinsamkeiten. Diese sind das, was als musikalische Literatur verstanden wird. In Müllers Roman „Atemschaukel“ finden sich besonders viele solcher Gemeinsamkeiten, die sich jedoch nicht nur auf diesen einen

Text, sondern auf ihr gesamtes Werk beziehen lassen. Vor „Atemschaukel“ hat Herta Müller bereits viele weitere Romane, Erzählungen, Essays und Collagenbände veröffentlicht, in denen sich ihr eigener Sprachstil mit individuellen Bildern, Metaphern und Formen etabliert hat.

So ist beispielsweise die Sprache der Collagen verhältnismäßig schlicht, sodass die für Müller typischen Sprachbilder darin deutlich hervortreten. Ihre Sprache gewinnt bspw. im Wort „Hasoweh“ samt seinen sichtbaren Brüchen zwischen den Buchstaben und Wortgrenzen an Eigendynamik. Die Collagen sind im Vergleich zu den Erzählungen die spielerischere Ausdrucksform, in der der Collagenklang (z.B. mit Reimen) und die Musik (mit Liedversen) zum virtuosen Charakter der Collagen beitragen.

Die einzelnen Motive im Roman „Atemschaukel“ werden miteinander horizontal verwoben. Ein einfaches Beispiel dafür ist das Wort „Hasoweh“, das eigentlich eine Kohlesorte bezeichnet. Das Wort taucht im Roman immer wieder in veränderten Kontexten auf. Auch die Bedeutung des Wortes ändert sich dabei. Einmal meint Hasoweh die Kohlesorte. Dann klingt es in einer anderen Textstelle wie ein verwundeter Hase. In einer weiteren Passage wird es zum Bild für die leidenden Gefangenen, die die Kohle schaufeln müssen. Letztlich gibt es eine Passage, in der Hasoweh zum Heimweh wird. Solche Motive wie Hasoweh behalten jedoch wie in der Collage den Anstrich ihrer ursprünglichen Bedeutung (in diesem Fall Kohle) bei und werden vertikal wie in einem Akkord mit anderen Motivlinien übereinandergeschichtet. Bei Hasoweh ist dies zu beobachten, wenn die Motivlinie des Hasen hinzukommt. Diese existiert einige Zeit unabhängig von Hasoweh und erscheint beispielsweise, wenn es um Leos Vater geht, der Hasen jagt. Später heißt es, dass der Zement „hasengrau“ ist. Auch taucht der Hase in Leos Träumen vom Essen mit der Familie als saurer Hase auf. Die Hasoweh- und Hasenlinie überkreuzen sich, wenn es um die Hungernden geht, denen ein weißer Hase aus den Wangen wächst. Aufgrund ihres Namens und ihrer leichten Eigenschaften hat Leo die Hasoweh-Kohle „gerne“ und lässt sich vom Klang ihres Namens zur Verknüpfung mit ‚verwundeter Hase‘ inspirieren. Als dritte Motivlinie tritt die Heimwehlinie hinzu. Im Lager singen die Gefangenen gegen das Heimweh an, für Leo klingt später der Name Hemingway wie Heimweh und letztlich gibt es sogar das Heimweh nach dem Lager, das zeigt, wie stark das Lager die Menschen auch nach der Lagerzeit noch gefangen hält. „Hasoweh“ hallt also wie eine Art Echo im Roman nach und bildet durch die Überlagerung der drei Motivlinien (Hasoweh, Hase, Heimweh) dreistimmige Akkorde. Diese Motivlinien, die gleichzeitig „erklingen“, bewirken also einen akkordischen Erzählfluss, der nicht einer klassisch musikalischen Großform entspricht, sondern sich eher einer volksliedartigen Form annähert.

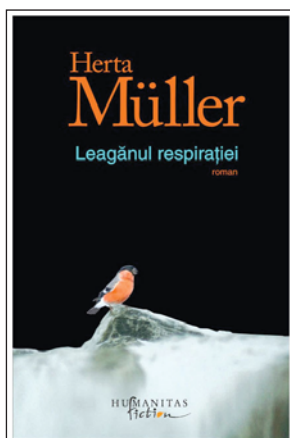
Widerstandsmanöver

Es sind fast ausschließlich die Genres Volkslied, Folklore oder Schlager in den Roman „Atemschaukel“ integriert,

während die Ebene der sogenannten ernsten Musik – der Klassik – beinahe unberührt bleibt. Somit ist Müllers Werk hinsichtlich der inhaltlichen musikalischen Referenzen nicht in die Riege klassischer ‚musikalischer‘ Autoren wie Thomas Mann, Ingeborg Bachmann oder Thomas Bernhard einzuordnen. Diese Annahme wird dadurch gestützt, dass Müllers Verwendung musikalischer Elemente keinen Ersatz innerhalb der Kunstformen Musik und Literatur (wie dies von einigen ‚musikalischen Autoren‘ intendiert war und ist) bewirkt. Die Musik selbst wird zu einer Eigenheit und erfüllt die Erwartungshaltung das mit Worten Unsagbare ersetzen zu können nicht. Innovativ ist daran, dass die musikalisch-müllerschen Eigenheiten diese Ersetzungserwartungen fast schon ironisch spiegeln, indem sie sich ständig wiederholen. Ganz im Gegenteil zur Unsagbarkeitserwartung die Musik könne als Ersatz ausdrücken, wozu die Sprache nicht imstande ist, nutzt Herta Müller die Möglichkeiten des Zusammenspiels von Sprache und Musik.

Sämtlichen Indienstnahmen verwehren sich Müllers Texte, denn Müllers Sprache ist vom Widerstand gegen totalitäre Systeme geprägt. Aus diesem Widerstand heraus sind Müllers Texte entstanden, sodass musikalische Großformen, die die Prinzipien der Formstrenge, Ganzheit und Geschlossenheit für sich beanspruchen, Müllers Poetologie widersprechen. Der einzige Weg, ein Stück weit Individualität innerhalb der totalitären Systeme zu bewahren, wird von Müller in Form der Kunst aufgezeigt. Damit ist die Möglichkeit gemeint, die Ängste innerhalb der Kunst auszudrücken; und zwar in der Sprache, in der Musik und im Tanz. Müllers Rückgriff auf Volkslieder ist somit eine Absage an jegliche Ordnungsprinzipien strenger abendländischer Kunstmusik und eine Rückbesinnung auf einfachste individuelle Ausdrucksmöglichkeiten, die sich einer willentlichen totalitären Ordnung und „Verzweckung“ von außen entziehen. In Müllers Texten wächst folglich die Ästhetik – hier ist es die der Musik – zu einem Widerstands-

manöver gegen totalitäres Denken. Dieses Manöver zieht sich als eine Art Ästhetikprinzip durch Müllers Poetologie. Es beginnt mit dem Widerstand gegen dörfliche Totalitätserfahrungen, reicht über Erfahrungen unter der Diktatur Ceaușescu sowie über die Fremdheitserfahrung in Deutschland bis hin zur Darstellung totalitärer Lebensumstände und dem Kampf gegen den Tod in „Atemschaukel“.



Buchdeckel der rumänischen Ausgabe von Herta Müllers Roman „Atemschaukel“. Quelle: www.humanitas.ro

Die Musik bleibt dabei nicht immer im Fokus, sondern – und insofern ist dieser Ansatz experimentell – legt Spuren, denen die Interpretation weit folgen kann, und die teilweise zirkulär wieder an ihrem Ausgangspunkt angelangen. Die Musikalität von Herta Müllers Texten geht häufig über eine besonders lyrische Sprache, die im Verständnis Zweckfreiheit der Kunst sich selbst genügen würde, hinaus. Im „Atemschaukel“-Kapitel „Jede Schicht ist ein Kunstwerk“ spitzt Herta Müller bspw. den Reinheitsgedanken der Kunst mittels strenger Wiederholungs- und Variationsschemata schließlich so weit zu, bis sich die Idee ins Groteske verkehrt. Das

„Kunstwerk“ im Keller wird mittels des sprachlich formstrengen Charakters auf struktureller Ebene im Kapitel gespiegelt. Für die Schichtarbeiter wird das Kunstprinzip zu einem Überlebensprinzip, das ihnen einen tieferen ‚Sinn‘ ihrer Tätigkeit und damit auch ihres Leids suggeriert, denn sie müssen unter unmenschlichen Bedingungen im Keller Kohle schaufeln.

Dem Protagonisten in „Atemschaukel“ liefert die Musik implizit eine einzigartige Struktur, da sie als Zeitkunst eine Richtung nach vorn vorgibt und in ihrer rhythmischen Struktur verlässlich bleibt. Sie spendet verlässlich Takt und Metrum – wie auch die „Atemschaukel“ im Ein- und Ausatmen – und ist beliebig wiederholbar und variierbar. Insbesondere die Volkslieder und Schlager sind dahingehend mit ihrem Hang zum Kitsch ein Kleinod, das nicht den Anspruch hat, hohe Kunst zu sein, sondern im Kleinen und Privaten seine Gültigkeit behält. In „Atemschaukel“ bilden die Lieder nach dem Lager die Möglichkeit in ein – dem Protagonisten, der in seiner alten Heimat keinen Halt mehr findet – vertrautes Terrain innerlich zurückzukehren. Für das Lager in Gedanken, aus dem er sich nicht mehr befreien kann und aus dem er nicht mehr zurückkehren wird, gewährt die Musik einen Zwischenraum und eine Möglichkeit, das Heimweh nach dem Lager im Tanz auszudrücken.

Dr. Julia Ogrodnik, Studienrätin und Lehrbeauftragte für Literaturdidaktik, veröffentlichte 2018 im Peter Lang Verlag ihre Dissertation mit dem Thema „Musik im Werk Herta Müllers: Exemplarische Analysen zu ‚Atemschaukel‘, den Romanen, Erzählungen und Collagen“.



Buchausgabe 2009. Quelle: www.hanser-literaturverlage.de

Freiheitsdrang, Überlebenskampf und wie man an Grenzen scheitert

VON GABRIELA SANDOR

Er war – in seinen Schriften ebenso wie in seinem Leben – ein Grenzgänger und Außenseiter: der am 8. Januar 1880 in Perlasz, einer kleinen Ortschaft im damals österreichisch-ungarischen Banat (heute Serbien), geborene und als Verfasser von Zigeuner-, Tier- und Jagdgeschichten bekannte Schriftsteller Otto Alscher.

Lehr- und Wanderjahre

Als eines von drei Kindern des aus Schlesien stammenden ehemaligen k. k. Rechnungsunteroffiziers und Wanderfotografen Franz Alscher, besuchte Otto ab 1891 die ungarische Schule in Orschowa/Orșova nachdem die Familie in der multiethnischen Stadt an der Donau sesshaft



Der Schriftsteller Otto Alscher (1880-1944).
Quelle: Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Staatsarchiv Freiburg, W 134 Nr. 012139/Fotografie: Willy Prager

wurde und ein Fotoatelier eröffnet hatte. Zusammen mit seinem Bruder Hugo studierte Otto später in Wien Fotografie und Grafik, kehrte 1905 mit seiner Frau Else (Leopoldine Elisabeth geb. Amon) in die Gegend um Orschowa zurück und baute sich im Gratzka-Tal, fernab der Zivilisation, eine Jagdhütte, die zum Mittelpunkt seines Lebens

Prophet in seiner Heimat

und Schreibens wurde. Vorübergehend ließ Alscher sich als Redakteur des *Pester Llyod*, dann als Herausgeber des *Budapester Tageblatts* in der ungarischen Hauptstadt nieder, um nach Ende des Ersten Weltkriegs mit einer neuen Frau an seiner Seite, der aus Temeswar/Timișoara stammenden Elisabeth Amberg, nach Orschowa, in die „Gratzka“, zurückzukehren.

wurde und ein Fotoatelier eröffnet hatte. Zusammen

mit seinem Bruder Hugo studierte Otto später in Wien Fotografie und Grafik, kehrte 1905 mit seiner Frau Else (Leopoldine Elisabeth geb. Amon) in die Gegend um Orschowa zurück und baute sich im Gratzka-Tal, fernab der Zivilisation, eine Jagdhütte, die zum Mittelpunkt seines Lebens

in Deutschland (Franz Pfemferts *Die Aktion*) und an deutschsprachigen literarischen Publikationen auf dem Gebiet Großrumäniens (*Das Ziel*, später *Das Neue Ziel*, *Ostland*, *Deutsche Tagespost*, *Frühling. Blätter für Menschlichkeit*) mitgearbeitet. Etliche Prosabände waren in binnendeutschen Verlagen erschienen: die Romane „Ich bin ein Flüchtling“ (1909), „Gogan und das Tier“ (1912) und die Erzählbände „Mühselige und Beladene“ (1910), „Zigeuner“ (1914) und „Die Kluft. Rufe von Menschen und Tieren“ (1917). Lediglich der Erzählband „Wie wir leben und lebten“ war 1915 in Temeswar erschienen. Diese Werke werden von der Ascher-Forschung der ersten Schaffensperiode des Schriftstellers zugeordnet, einer der „Zigeuner-Exotik“ verpflichteten Etappe, die aber schon den Weg der späteren Tiergeschichten vorbereitet.

Die Kulisse seiner Erzählungen ist von Alschers multikulturellem Lebensraum geprägt: Orschowa an der Donau und die Umgebung, das damals zum Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn gehörende Banat, aber auch Ungarn, Siebenbürgen und das Gebiet jenseits der Grenze zum rumänischen Altreich (Walachei und Moldau) bilden die Handlungsorte seiner Epik.

Problematische Multikulturalität

Als ethnische Kontrastgruppen erscheinen in Alschers frühen Erzählungen vor allem die rumänischen Bauern („gaisi“) und die Zigeuner („rom“), manchmal auch Ungarn und die „Herren“ oder „Fremden“ oder Städter („ray“), bei denen eine ethnische Zuordnung schwierig ist.

Deutsche werden nur selten erwähnt, z. B. die Siebenbürger Sachsen in der Erzählung „Sie kamen über den Acker“ („Zigeuner“, 1914), die einen sehr gepflegten Wald besitzen, sehr „pffiffig“ und „streng“ sind, wenn es darum geht, ihren Besitz zu hüten, sich aber um die benachbarten Rumänen und Zigeuner nicht kümmern. Sie stehen – als Vertreter des technischen Fortschritts und einer perfekten, auf Eigentumsdenken beruhenden gesellschaftlichen Ordnung – in Alschers „Hierarchie des Natürlichen“ an letzter Stelle, da sie den Kontakt zur Natur verloren haben.

Die Zigeuner, denen die Sympathie des Erzählers gilt, sind gesellschaftlich unangepasst – Joachim Wittstock ist der Meinung, sie seien nicht „Geschöpfe der Erde, sondern des Windes und des Wetters“. Sie folgen den Gesetzen der Natur, streben nach Freiheit, haben aber stets mit Vorurteilen und Verfolgung zu kämpfen – sind „Mühselige und Beladene“. Trotzdem die Zigeuner außerhalb der gesellschaftlichen Konventionen, nach eigenen Gesetzen leben, sind sie nicht wirklich frei, sondern gefangen in einem Netz von Vorurteilen und Ablehnung.

Die Rumänen werden meist aus der Perspektive der Zigeuner geschildert, bei denen ihre Lebensweise ebenfalls auf Unverständnis stößt. In der Erzählung „Zigeuner“ heißt es: „Kurz ist der Weg des Rumänen. Vom Feld zum Dorf, vom Dorf zum Feld. Und immer warten sie, die Gai-shi. Sie warten auf den Frühling, damit sie anbauen können, auf den Sommer, wenn der Mais reif wird. Und haben sie geerntet, wieder erwarten sie den Frühling. Sie könnten nicht leben, hätten sie das Warten nicht.“

In den Werken von Alscher ist das Verhältnis zwischen Rumänen und Zigeunern von Misstrauen geprägt. Interessant ist die Tatsache, dass Rumänen und Zigeuner sich gegenseitig des Diebstahls verdächtigen – oft berechtigterweise. In „Dema shebári“ heißt es: „Böse sind die Rumänen, sie sind Diebe ... gai-shi san jor!“ Schon die Zigeunerkinder in „Die Toaka“ wissen: „die gai-shis sind unsere Feinde“.

Echte Beziehungen zwischen Zigeunern und Rumänen gibt es nicht, es sei denn, es handelt sich um illegitime Liebesbeziehungen: Der Alte aus der Erzählung „Der Greis und das Mädchen“ hatte eine langjährige Beziehung zu einer verheirateten Rumänin, während der rumänische, im Dienst der Siebenbürger Sachsen stehende Förster in „Sie kamen über den Acker“ über das beim Holzdiebstahl erwischte Zigeunermädchen denkt: „Du kannst ja doch mit ihr machen, was du willst. Sie ist ja eine Zigeunerin!“

Alschers sprachliche Authentizität

Alscher bedient sich als Publizist und Schriftsteller des Deutschen. Seine Sprache passt sich dem Inhalt der Erzählungen an und ist reich an Sätzen, Ausdrücken und Wörtern in den Sprachen der Gebiete, die die Kulisse seiner Texte bilden.

Da das Banat vor Ende des Ersten Weltkriegs als Teil Österreich-Ungarns zu Ungarn gehörte, besuchte Alscher in Orschowa die Schule in ungarischer Sprache. So ist es nicht verwunderlich, dass z. B. in der in Budapest spielenden Erzählung „Er fährt heim“ ungarische Ausdrücke verwendet werden, die nicht konsequent ins Deutsche übersetzt werden.

Außergewöhnlich – jedoch nicht verwunderlich – ist Alschers gute Kenntnis der Sprache der Zigeuner, denen Alscher auf seinen Wanderungen näher gekommen war und deren Zelte er zeitweise sogar geteilt haben soll. Wörter der Roma, die in den Erzählungen Alschers häufig erscheinen, werden nicht immer übersetzt, während Ausdrücke, Kinderreime usw. in Fußnoten ins Deutsche übertragen werden.

Rumänische Wörter und Sätze werden ebenfalls erklärt. Interessant ist die Tatsache, dass nicht das Schriftmännische verwendet wird, sondern die Regionalsprache der jeweiligen rumänischen Bauern – oft mit den Mitteln des Deutschen geschrieben: Die „Toaka“ ist das Holzbrett, mit einem Holzklöppel geschlagen, das in der Fastenzeit bei den orthodoxen Rumänen zum Gebet aufruft; „nedje“ ist das Kirchweihfest, „Argelean“ kann entweder einen aus Siebenbürgen (rumänisch „Ardeal“)

stammenden Rumänen oder einen Tanz aus dieser Region bezeichnen.

Der Unterschied zwischen deutsch- und anderssprachigen Wörtern wird in den Erstausgaben der Erzählungen Alschers auf formaler Ebene durch verschiedene Schriftarten kenntlich gemacht: Für das Deutsche wird die Frakturschrift verwendet, während für das Fremdsprachige – nicht immer konsequent – das lateinische Alphabet gebraucht wird.

„Undeutsche“ Stoffwahl, deutschnationales politisches Engagement und die Tiergeschichte als Rettung

Alscher, der schon während seiner Studienzeit in Wien Kontakte zur alldeutschen antiklerikalen Künstlergruppierung „Jung-Tirol“ gepflegt hatte, setzte sich auch während seiner publizistischen Tätigkeit in Budapest aktiv für die Rechte der deutschen Minderheit in Ungarn ein und musste deswegen Ungarn sogar verlassen.

In der Zwischenkriegszeit publizierte er nur einen eigenen Band, „Tier und Mensch: Geschichten“ (1928) im Münchener Langen-Verlag. Die 1930er und 1940er Jahre erwiesen sich als eine für Alscher schwierige Zeit, da der Versuch, sein deutschnationales politisches Engagement mit seinem literarischen Schaffen „gleichzuschalten“ weitgehend scheiterte: Das Bild des „edlen Wilden“ (Zigeuners), die Thematik der Freiheit, die sich erst in der Na-



Otto Alscher an der Schreibmaschine. Quelle: Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Staatsarchiv Freiburg, W 134 Nr. 012140/Fotograf: Willy Prager

turnähe und im Animalischen offenbart, lassen sich kaum mit der nationalsozialistischen Ideologie vereinbaren.

In seinem Buch „Die auslanddeutsche Dichtung unserer Zeit“ (1936) moniert Wilhelm Schneider Alschers Interpretation der Philosophie Nietzsches und des Rasse-Motivs in den Romanen „Gogan und das Tier“ und „Zwei Mörder in der Wildnis“ als „nicht von der Seite behandelt, die uns Deutsche am meisten angeht“. Der 1934 in mehreren Fortsetzungen in der Leipziger Publikation „Daheim“ erschienene Roman „Zwei Mörder in der Wildnis“ wurde von den deutschen Verlagen abgelehnt. Trotz der „undeutschen“ Stoffwahl, räumt Schneider Alscher doch eine Sonderstellung unter den Banater Schriftstellern ein und nennt ihn sogar einen der „besten Tierschilderer der

gesamten Literatur“. Die Tatsache, dass Tiergeschichten von Alscher in den 1930er Jahren in verschiedenen deutschen und internationalen Tiergeschichtensammlungen erschienen, bekräftigt diese Aussage: „Hunde und Katzen: 24 Tiernovellen“ (Berlin 1930), „Bruder Tier: Das Hausbuch der Tierfreunde (1. Auflage Berlin, Zürich 1930; 2. Aufl. Berlin, 1935), „Himmel über dem Acker. Geschichten“ (Hermannstadt 1935), „Kamerad Hund: ein Buch für Tierfreunde“ (Berlin 1940).

Die extrem prekäre finanzielle Lage Alschers, der mit seiner zweiten Familie inzwischen in Temeswar lebte, änderte sich erst, nachdem er 1942 das Fotoatelier der Eltern in Orschowa erbte und übernahm, sodass er 1943 auf eigene Kosten seinen letzten zu Lebzeiten erschienenen Prosaband, „Die Bärin. Besinnliche Tiergeschichten“ in Temeswar herausgeben konnte.

Alschers Tod im Lager Târgu Jiu

Nach der Wende vom 23. August 1944 wurde Alscher als „aktives Mitglied der deutschen Volksgruppe in Rumänien“ (Franz Heinz) im kommunistischen Lager Târgu Jiu interniert. In seinem Versuch, den Schriftsteller Alscher in den 1970er Jahren zu rehabilitieren, bzw. neu zu entdecken, behauptet Franz Heinz sogar, dass Alscher die politische Wende mit Gelassenheit ertragen hätte. Der Tod Alschers im Lager an einer Gehirnblutung wird nur beiläufig erwähnt.

Ein ganz anderes Bild über die letzten Lebensmonate Alschers zeichnet die Alscher-Forscherin und -Herausgeberin Helga Korodi 2012: „Er selbst floh im September 1944, im Alter von 64 Jahren, aus dem kommunistischen Internierungslager in Târgu Jiu und ging, etwa 100 km weit, zu Fuß nach Hause. Im Oktober wurde er in der Innenstadt Orșovas erneut verhaftet. Laut seiner Tochter Edith waren in dem Koffer, den er noch packen durfte, hauptsächlich Schriftstücke. Ende Dezember 1944 starb er, abgeschnitten von den lebendigen, natürlichen Veränderungen der Natur, die ihn ein Leben lang begeistert hatten.“

Rehabilitierung Alschers in den 1970er Jahren

Für die nächsten 20 Jahre geriet Otto Alscher im kommunistischen Rumänien in Vergessenheit. Dem überaus umstrittenen Literaturkritiker, Securitate-Offizier und -Spitzel Heinz Stănescu ist die Rehabilitierung Alschers in Rumänien zu verdanken. Mit dem von Stănescu 1967 im Jugendverlag Bukarest herausgegebenen Tiergeschichtenband „Zwischenspiel im Mondschein“ beginnt die Wiederentdeckung Alschers. Es folgen der Band „Die Straße der Menschen und andere Erzählungen“ (1968) im Literaturverlag Bukarest und der Roman „Gogan und das Tier“ (1970) im Kriterion-Verlag. Alle drei von Stănescu herausgegebenen Bände beinhalten (überarbeitete) Nachdrucke bereits in Periodika oder in binnendeutschen Verlagen erschienener Texte. In der 1974 im Temeswarer Facla-Verlag von Stănescu herausgegebenen Anthologie „Marksteine. Literaturschaffende des Banats“ ist Alscher ebenfalls vertreten.

Fast zeitgleich, im Sommer 1967, begab sich der Journalist und Schriftsteller Franz Heinz anlässlich einer Alscher-Reportage für den *Neuen Weg* auf die Suche nach dem Nachlass des Schriftstellers nach Orschowa. Die Überflutung Alt-Orschowas durch den Stausee am Eisernen Tor und der dadurch notwendige Umzug aller Stadtbewohner führte zur Entdeckung von „Tausend Seiten Alscher“ (Franz Heinz). In den nächsten Jahren erschienen im Bukarester Kriterion-Verlag aus diesem Nachlass der Urwaldroman „Löwentöter“ (1972), die Sammlung publizistischer Beiträge „Belgrader Tagebuch: Feuilletons aus dem besetzten Serbien 1917-1918“ (1975), der Tiergeschichtenband „Belebte Nacht. Tier- und Jagdgeschichten“ (1977, 1981), der sowohl Nach- als auch Erstdrucke umfasst, und Alschers bisher einzige Tiergeschichten-sammlung in rumänischer Übersetzung, „Povestiri despre animale“ (1980). Zwei weitere Tiergeschichtenbände von Alscher wurden im Bukarester Ion-Creangă-Verlag herausgegeben: „Das Rätsel eines Wolfes“ (1975) und „Der Weg aus den Wäldern: Tier- und Jagdgeschichten“ (1980). Man kann also tatsächlich fast von einem Alscher-Hype in Rumänien sprechen, obwohl Heinz in seinem Verzeichnis des Nachlasses Alschers in der Zeitschrift *Neue Literatur* (Heft 12/1975) auch die Texte mit explizit deutschnationalem Charakter auflistet, sie aber zu den unerfreulichen Entdeckungen zählt. Sowohl diese Texte, als auch der im Manuskript vollständig erhaltene wissenschaftlich-phantastische Roman „Der Schöpfer“ und weitere Romanfragmente bleiben bis heute unveröffentlicht.

Die Wiederentdeckung Alschers außerhalb Rumäniens

1995 gab die Landsmannschaft der Banater Schwaben in München in der Redaktion Horst Fassels einen umfangreichen Alscher-Band („Erzählungen“) heraus. Es folgen „Die Bärin: Natur- und Tiergeschichten aus Siebenbürgen“ (2000, hrsg. von Helga Korodi) im Natur und Text-Verlag Rangsdorf und der von Franz Heinz ergänzte und überarbeitete Band „Belgrader Tagebuch 1917-1918: feuilletonistische Beiträge aus der österreichischen Besatzerzeitung ‚Belgrader Nachrichten‘“ im IKGS-Verlag München (2006).

Tiergeschichten Alschers wurden auch übersetzt, z. B. ins Ungarische (in der Anthologie „A hamis malvázia: Romániai német elbeszélők“ [Der falsche Malvasier. Deutsche Erzählungen aus Rumänien], 1981) oder ins Französische (zweisprachige Ausgabe „Au loin un jour / Fernab ein Tag“, 2015).

Dr. Gabriela Șandor ist als wissenschaftliche Assistentin für Neuere deutsche Literatur und Deutsch als Fremdsprache an der West-Universität Temeswar/Timișoara tätig. Sie hat mit der Arbeit „Übersetzen als kultureller Transfer – Oscar Walter Cisek: ‚Die Tatarin‘“ promoviert. Zuletzt hat sie Studien zu Oscar Walter Cisek, Otto Alscher und zu aktueller deutschsprachiger Lyrik veröffentlicht.

Vereinigung der Gegensätze

VON ALICE BUZDUGAN

Die rumänische Hauptstadt Bukarest gewann in der Zwischenkriegszeit an Bedeutung für das kulturelle Leben der deutschen Minderheit. Dies ist ganz wesentlich dem Wirken des Schriftstellers Oscar Walter Cisek zu verdanken, der als einer der meistübersetzten rumäniendeutschen Autoren der Zwischenkriegszeit, als Vertreter der europäischen Moderne und als bemerkenswerter Mittler zwischen der rumänischen und deutschen Kultur gilt. Seine Prosa und Gedichte fanden Eingang in das Programm renommierter deutscher Verlage wie Fischer und Suhrkamp und erschienen zugleich auch in repräsentativen rumänischen Verlagen wie Kriterion und Meridiane. Jedoch wird dieser Schriftsteller von Literaturhistorikern wie Stefan Sienerth als ein Sonderfall der rumäniendeutschen Literatur bezeichnet. Cisek wählte seine Themen nicht aus dem unmittelbaren Alltag der deutschen Minderheit, sondern beschrieb andere ethnische Gruppen im rumänischen Altreich wie etwa Armenier, Juden und Tataren. Auch rumänische Protagonisten erweckte er in seinen Novellen und Romanen zum Leben. Sein künstlerischer Blick suchte vor allem ethnische Stereotype über Alterität und Anderes durch das literarische Mittel der Verfremdung einzufangen.

Bukarest taucht nicht oft im Werk Ciseks auf; die Beschreibungen der Hauptstadt sind aber aufschlussreich für sein Rumänienbild, da seine Perspektive sich im Laufe der Zeit in Abhängigkeit von den prägenden Herrschaftsformen des 20. Jahrhunderts wandelt. Sein Bild von der rumänischen Metropole ist von Widersprüchen gekennzeichnet und soll im Weiteren kurz umrissen werden, um eine wichtige Facette seiner Erzählungen näher zu beleuchten.

Obwohl er in Bukarest geboren wurde und dort seinen Lebensmittelpunkt hatte, nimmt Cisek in seiner Prosa erstaunlicherweise eine ablehnende Haltung gegenüber der Stadt ein. Diese Einstellung wurde von der rumänischen nationalkonservativen Zeitschrift *Gândirea* („Das Denken“) geprägt. Sie war eines der wichtigsten rumänischen kulturellen Periodika der Zwischenkriegszeit, für welche Cisek viele Jahre lang eine Kunstchronik verfasste. In seiner Haltung ähnelt er dem Dichterphilosophen Lucian Blaga (1895-1961), mit dem er gut befreundet war. Auch ein expressionistischer Großstadtverdross schwingt zuweilen in seinen Texten mit. Für Cisek ist die bildhafte Atmosphäre der Metropole im Hier und Jetzt viel wichtiger als historische Themen und Denkmäler. Der geneigte Leser muss sich somit andernorts darüber informieren, dass Bukarest eine der größten Städte Südosteuropas war. Die Bevölkerung wuchs in der Zwischenkriegszeit rapide von 348.000 Einwohnern im Jahr 1916 auf 993.000 Einwohner im Jahr 1941.

Cisek nahm seine Hauptfiguren nicht aus dem Milieu der Bukarester Deutschen, zu welchem er selbst gehörte. Diese vergleichsweise kleine Gruppe war zwar durch die gemeinsame Sprache vereint, pflegte aber kein ausgeprägtes gemeinschaftliches Bewusstsein mit einem eigenen Dialekt wie z.B. die Siebenbürger Sachsen. Deutsche machten weniger als 7,4 Prozent der Stadtbevölkerung aus. Die meisten von ihnen hatten einen Migrationshintergrund und waren ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in die rumänische Hauptstadt gezogen. Auch Ciseks Großeltern kamen damals aus Böhmen in die südosteuropäische Metropole.

Verflechtung deutscher und rumänischer Stereotype

Eine Besonderheit der Prosa von Cisek besteht darin, dass sie gleichzeitig an deutsche und an rumänische Adressaten gerichtet ist, auch wenn sie auf Deutsch geschrieben wurde.

Zentrale Motive seiner Erzählungen wie das Bild von Bukarest sind kulturabhängig. Sie werden im Kontext der rumänischen und der deutschen Kultur jeweils unterschiedlich interpretiert. Dies wird sehr deutlich in seinem Debütroman „Unbequeme Liebe“, der 1932 in Hamburg veröffentlicht wurde. Darin zeichnet der Schriftsteller sein vielleicht umfangreichstes Bild von der rumänischen Hauptstadt. Die Metropole begegnet dem Leser durch die Augen einer jungen jüdischen Frau



namens Paula Diamant. Sie ist unglücklich in einen skrupellosen Mann verliebt, den sie auch heiratet, der sie aber in der Ehe und auch finanziell hintergeht. Sie flieht vor

Oscar Walter Cisek (1897-1966) besuchte in seiner Geburtsstadt Bukarest die Deutsche Evangelische Schule und studierte dann in München Germanistik und Kunstgeschichte. Ab 1923 arbeitete er in Bukarest als Kunstkritiker. Cisek trat 1930 in den diplomatischen Dienst Rumäniens ein; er war als Presse- beziehungsweise Kulturrat in Wien, Prag, Berlin und 1946/47 als Generalkonsul in Bern tätig. Nach der Ausrufung der Volksrepublik wurde Cisek verhaftet; nach seiner Rehabilitierung lebte er als Schriftsteller in Bukarest. Quelle: Muzeul Național de Istorie a României, Bukarest

ihm für kurze Zeit aus der Hafenstadt Galați nach Bukarest, findet dort jedoch keinen Schutz und erlebt stattdessen mehrere Eskapaden.

Bukarest erscheint als gesichtsloser Ort, wo uniformierte Figuren in einer ständigen Gegenwart ohne Gestern und Morgen leben: „Spiegelnde Schaufenster fingen Paulas Gestalt ein [...]; zwei lange, lange Reihen von



„Tipuri de București“ (Bukarester Menschentypen), 1869. Aquarelle von Amedeo Preziosi (1816–1882), Muzeul Municipiului București.

Männergesichtern glitten nahe an ihren Schultern vorüber nach rückwärts, die Züge fast einformig wiederholt, ohne Unterbrechung und wie auf laufenden Bändern.“ Die Großstadt ähnelt Paula selbst, die orientierungslos nur auf die Befriedigung ihrer augenblicklichen Emotionen bedacht ist. Der Ort wird aus ihrer wertenden Perspektive geschildert. Handelt es sich hierbei um das klassisch expressionistische Sinnbild der Stadt als Moloch, welches die Anbindung Ciseks an jene avantgardistische Strömung bestätigt?

Ein solcher Schluss wäre zu einfach. Indem die oberflächliche Paula zur metaphorischen Reiseleiterin durch die Großstadt wird, spielt der Erzähler mit der Darstellungsperspektive. Hier werden Mechanismen zur Produktion von leichtfertigen Verallgemeinerungen und ethnischen Stereotypen entlarvt. Es handelt sich also um Vorurteile, die Einstellungen und Persönlichkeitsmerkmale bestimmten sozialen Gruppen zuschreiben. Stereotype sind relational, denn durch sie wird das eigene Selbstbild bestätigt. Erfahren wir durch die unzuverlässige Wahrnehmung der jungen Großstädterin das typische Bukarest? Oder zeichnet sie nur ein Trugbild, das ihren augenblicklichen Launen entspricht und das der Vielstimmigkeit der südosteuropäischen Metropole gar nicht gerecht wird?

Der Erzähler lässt diese Fragen offen. Es bleibt dem Leser überlassen, Paulas schlechten Eindruck von Bukarest als für diese Großstadt typisch zu verallgemeinern

und somit ein negatives Stereotyp zu reproduzieren. Oder er kann Paulas Sichtweise als unzuverlässig bewerten, sie als Einzelfall betrachten und lediglich hinsichtlich ihres Charakters, nicht aber über die gesamte Hauptstadt, Schlüsse ziehen.

Die negative Schilderung von Bukarest bei Cisek erinnert an eine Aussage des renommierten rumänischen nationalkonservativen Historikers und Politikers Nicolae Iorga (1871-1940), der sich 1930, also um die Zeit, als der Roman „Unbequeme Liebe“ entsteht, in einem Vortrag mit diesem Thema auseinandersetzt. Iorga beschwert sich darüber, dass das letzte Dorf mehr Charakter als die rumänische Hauptstadt habe. Somit steht Ciseks düsteres Bild der rumänischen Metropole nicht nur mit dem bereits erwähnten Expressionismus aus Deutschland, sondern auch mit der Ablehnung der Urbanität durch die rumänischen Nationalkonservativen im Einklang. Zwei entgegengesetzte Visionen, eine avantgardistische und eine rückwärtsgewandte, werden schließlich in der Darstellung Bukarests vereint. Sie zeugen von beiden kulturellen Rahmen, dem rumänischen und dem deutschen, in welche Ciseks widersprüchliches Bild von der Hauptstadt eingezeichnet ist.

Multikulturelle Hauptstadt

In den Erzählungen von Cisek dient die Schilderung der rumänischen Hauptstadt nicht zur Vermittlung geographischer oder anderweitiger Informationen, sondern trägt lediglich zum besseren Verständnis der Figuren und der Handlung bei. Zwischen der Atmosphäre der Hauptstadt und dem Charakter der Gestalten besteht eine enge Beziehung. Je detaillierter die Stadt dargestellt wird, desto schwächer und unverantwortlicher sind die Gestalten. Wenn die Helden jedoch affirmativ dargestellt werden und sich durch einen starken Charakter auszeichnen, treten ihre Umwelt und die Landschaft unmerklich in den Hintergrund. Auf diesen Zusammenhang geht Cisek in seinem Aufsatz „Omul și peisajul“ („Mensch und Landschaft“) von 1925 ein. Der siebenbürgisch-sächsische Schriftsteller Erwin Wittstock (1899-1962) bezeichnete Cisek im Briefwechsel als „Meister in der Schilderung der Sommerhitze des rumänischen Altreichs.“ Seine Landschaftsschilderung hat aber nicht nur eine dekorative Rolle, sondern wirkt als ein stummer Kommentator der Handlung der Figuren. Darüber hinaus hält sich der Erzähler von moralischen Urteilen über die Figuren meistens zurück.

Während rumänische Schriftsteller der Zwischenkriegszeit oft symbolische Orte der nationalen Kultur in ihren Erzählungen über Bukarest porträtieren, stellt Cisek gerade das multikulturelle Zusammenleben in der facettenreichen Hauptstadt dar. Auch die Novelle „Das

entfallene Gesicht“ (1934) ist diesem Thema verpflichtet: Wegen der Wirtschaftskrise kann der armenische Händler Borum Humarian das notwendige Einkommen für seine Familie nicht mehr einbringen, obwohl sein Geschäft sich im kaufmännischen Zentrum von Bukarest, in der traditionsreichen *Strada Bărăția*, befindet. Ein Wahrzeichen dieses multikulturellen Ortes ist die Bräderkirche (*Biserica Bărăția*), die älteste römisch-katholische Kirche Bukarests. Der Händler stellt sich seiner schwierigen Lage nicht. Stattdessen versucht er, die junge Dienstmagd Anica zu verführen. Auch hier ist die bedrückende Atmosphäre der Metropole, in welcher sich der Städter nahezu auflöst, ein Anzeichen für seine Charakterschwäche; die Sommerhitze scheint ein Beweggrund für die Handlungen des Kaufmanns zu sein.

Das Menschenbild des Autors Cisek ist meistens negativ. Eine Ausnahme bildet der Rumäne Haralamb aus der Erzählung „Das Ellenmaß“ (1957), ungeachtet seiner großstädtischen Herkunft. Die Erzählung ist dem bekannten siebenbürgisch-sächsischen Schriftsteller Adolf Meschendorfer gewidmet. Der gewissenhafte Steuerbeamte Haralamb stellt das Pflichtbewusstsein als höchsten Wert über die eigenen Wünsche und verschenkt seine neue, mühsam erworbene Decke an seine Nichte. Der Steuerbeamte lässt sich weder von augenblicklichen Affekten noch von der Umgebung treiben, sondern handelt selbständig und nimmt Rücksicht auf seine Mitmenschen. Bukarest als Schauplatz der Ereignisse wird kaum erwähnt.



Calea Victoriei, hier im Jahr 1923, eine Hauptverkehrsstraße im Zentrum von Bukarest, ist eine der ältesten und bekanntesten Verkehrswege in der rumänischen Hauptstadt. Foto: Nicolae Ionescu



Torturm und ehemaliges Konventsgebäude der „Bărăția“ (Bräderkirche), eigentlich Kirche der Heiligen Maria von den Gnadengaben („Biserica Sfânta Maria a darurilor“). Die Bräderkirche befindet sich im Handelsviertel des Bukarester Stadtzentrums.

Foto: Korinna / CC BY-SA 3.0

Zur ideologischen Wandlung Bukarests im Kommunismus

Während Bukarest in der Prosa von Cisek eher symbolisch für eine südosteuropäische Großstadt in der Moderne steht, beschreibt er in Zeitungsartikeln konkrete Entwicklungen in der Hauptstadt. Im Beitrag „Bukarest. Wandlungen einer Stadt“ aus dem Jahr 1965 erwähnt er historisch und geographisch wichtige Straßen und Viertel. Im Artikel stellt er die Hauptstadt aus dem Königreich den vermeintlichen „Triumphjahren der Volksmacht“ des sozialistischen Rumäniens gegenüber. Seine ideologiekonformen Ausdrücke gehen mit seiner Rehabilitierung durch das kommunistische Regime einher. Nach dessen Machtantritt wurde Cisek zunächst mit einem Publikationsverbot belegt. Zwischen 1952 und 1954 war er aus ungeklärten Umständen und ohne gerichtliches Urteil inhaftiert. Nach mehreren Jahren erhielt er die Erlaubnis, wieder zu veröffentlichen. Anstelle seines früheren Großstadtverdrusses lobt Cisek nun die Errungenschaften des Urbanismus im sozialistischen Bukarest. Seine neue Haltung sieht der Literaturwissenschaftler Peter Motzan „im Zeichen der erpressten Anpassung“.

Trotz Oscar Walter Ciseks ideologischer Zugeständnisse veranlasste ihn seine Stellung am Rand der rumänischen und deutschen Literatur dazu, nicht Grenzen zu ziehen, sondern vielmehr Brücken über kulturelle Differenzen hinweg zu bauen. Allein hierfür schon lohnt es sich, sich mit seinem einzigartigen Blick auf Südosteuropa auseinanderzusetzen.

Dr. des. Alice Buzdugan hat an der Universität Regensburg über rumäniendeutsche Literatur mit Schwerpunkt auf Oscar Walter Ciseks Werk promoviert. Aktuell arbeitet sie an gleichem Ort an einem neuen Forschungsprojekt mit besonderem Schwerpunkt auf den Wechselwirkungen zwischen der rumänischen, deutschen sowie ungarischen Literatur und Kultur im Donau-Karpatenraum.

Italienischkenntnisse gefragt!

VON ANNA-CHRISTINE WEIRICH

„Weils in Chişinău strategisch sehr gut ist. Nicht nur für Italienisch. Es kommen viele und eröffnen hier Call-Center, weil die Löhne miserabel sind. Wo in Europa findest du Leute, die für dich Russisch sprechen und Deutsch und Italienisch ... Verstehst du? Das ist sehr praktisch für die. Zuerst haben sie welche in Albanien und Rumänien aufgemacht und dann haben sie gedacht – warte mal, in der Moldau ist es halb so teuer.“ So erklärte mir Operator Mişa (alle Namen von Personen und Unternehmen, die in diesem Artikel verwendet werden, sind Pseudonyme) die Existenz von mehreren italienischsprachigen Call-Centern in der Republik Moldau, als ich ihn im Sommer 2012 im Rahmen der Forschungen zu meiner Doktorarbeit interviewte. Mişa ist studierter Theologe und war zum Zeitpunkt des Interviews 27 Jahre alt. Dank einer Zusatzausbildung als Möbeldesigner hatte er im Jahre 2006 in einer Möbelfabrik in Italien einen Arbeitsver-

Euro gerechnet. Eintausend Euro sind in Italien eigentlich das Existenzminimum: Wohnen, Essen, Versicherung und das wars dann auch schon. Zuvor hatten wir gedacht: Wenn du nach Italien gehst, findest du Amerika.“

Zurück in Chişinău bewarb Mişa sich erfolgreich bei einem italienischsprachigen Call-Center, wo seine Aufgabe als Operator darin bestand, mit Unternehmen telefonisch Termine für ein juristisches Beratungsgespräch zu vereinbaren. Hier lernte er auch den 21jährigen Ivan kennen, der im Alter von 12 mit seiner Mutter nach Mailand gegangen war, dort die Schule absolviert und eine Ausbildung als Buchhalter gemacht hatte, bevor er nach acht Jahren zurück nach Chişinău kam. Beide wechselten nach einem Jahr zu Univerconnect, einem anderen italienischsprachigen Call-Center. Dort arbeiteten sie seit etwa einem halben Jahr, als ich sie im Sommer 2012 kennenlernte.

Ihre Aufgabe war es hier, Vertragsinhaber eines italienischen Handyanbieters unter ihrer italienischen Handynummer anzurufen und zu versuchen, ihnen eine zusätzliche Prepaid-SIM-Karte zu verkaufen. Dieses sogenannte „Upselling“ konnte durch ein kostenloses Smart-Phone oder Kinoabonnement schmackhaft gemacht werden. Dennoch erforderten diese Gespräche Eloquenz und Überzeugungskraft im Italienischen sowie gute rezeptive Italienischkenntnisse, somit also die Fähigkeit, Italienisch am Telefon auch bei schlechter Verbindung oder starken Außengeräuschen und unabhängig vom Dialekt des jeweiligen Kunden zu verstehen. Darüber hinaus mussten die Operatoren aber auch ein umfangreiches Wissen zu Handyverträgen und den Funktionen von Smartphones mitbringen, um auf etwaige Fragen der Kunden reagieren und diese überzeugen zu können. Anders als in anderen Call-Centern mussten sie aber nicht vorgeben, selbst Italiener zu sein, sondern durften durchaus mit Akzent sprechen oder kleinere sprachliche Fehler begehen – solange die Verkaufsquote stimmte. Dass das Call-Center sich in der Moldau befand, sollten die Kunden in Italien allerdings nicht erfahren. Wenn die Operatoren auf ihren Akzent angesprochen wurden, sollten sie sich im Zweifelsfall als in Italien lebende Moldauer ausgeben – oder gleich als Russen, da die Existenz der Republik Moldau den Gesprächspartnern in der Regel nicht geläufig war.

In meinen Forschungen interessierte ich mich für die Frage, wie die gesellschaftlichen und sprachlichen Veränderungen in der Republik Moldau seit ihrer Unabhängigkeit das sprachliche Wissen von Individuen verändert haben. In meinem sprachbiographischen Ansatz habe ich einen besonderen Fokus auf die Frage der Lohnarbeit und ihre Rolle für die Aneignung von Sprachen gelegt.



„Nach Europa. In Richtung einer ordentlichen Zukunft.“
Foto: Anna-Christine Weirich

trag bekommen. Nach vier Jahren kehrte er zurück nach Chişinău, weil auch der italienische Lohn nur eben gerade so ein Auskommen sicherte, aber nicht mehr: „Zu diesem Zeitpunkt habe ich beschlossen, dass ich nach Hause zurückkehre. Es war nicht gerade ein großes Geschäft, in

Für diese Schwerpunktsetzung habe ich mich entschieden, weil ich in den Interviews sehr schnell merkte, dass die Frage der Gehälter und dadurch immer auch die einer möglichen Migration zentral für die aktuelle Lebenssituation waren. Entstanden sind so zwei Fallstudien: eine in einer russisch-ukrainischen Schule in einem ukrainischsprachigen Dorf und eine in einem italienischsprachigen Call-Center in der Hauptstadt Chişinău.

Der Grund dafür, dass es in Chişinău inzwischen eine ganze Reihe von italienischsprachigen Call-Centern gibt, liegt im Zusammenspiel von zwei Aspekten, die die moldauische Hauptstadt zu einem attraktiven Standort für westeuropäische Unternehmen macht: Erstens sind in der Bevölkerung Italienischkenntnisse weit verbreitet, zweitens sind die Lohnkosten vergleichsweise niedrig. Der offizielle monatliche Durchschnittslohn lag laut Zahlen des moldauischen Statistikamts 2012 bei 3.478 moldauischen Lei. 2017 waren es 5.697, was nach aktuellem Umrechnungskurs etwa 290 Euro entspricht. Gerade Berufe im staatlichen Sektor, die ein gewisses Prestige haben und eine lange akademische Ausbildung erfordern (Medizin, Lehramt, Universität), werden allerdings unter diesem Durchschnitt entlohnt.

Verbreitete Italienischkenntnisse und niedrige Lohnkosten stehen aber ihrerseits in einem Zusammenhang, denn die geringen Löhne sind einer der Hauptgründe dafür, dass viele Moldauer Arbeit im Ausland suchen. Italien ist dabei nach den russischen Großstädten die zweitwichtigste Destination. Begonnen hat die Migration nach Italien in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre, etwas später als jene aus dem benachbarten Rumänien, welches das zahlenmäßig wichtigste Herkunftsland von Einwanderern nach Italien darstellt. Die sprachliche Nähe zwischen Italienisch und Rumänisch ist laut soziologischen Studien einer der Gründe, dass sich so viele Personen dazu entschließen, ausgerechnet hier auf Arbeitssuche zu gehen. Ein anderer sind persönliche Netzwerke, bestehend vor allem aus rumänischen, moldauischen oder ukrainischen Bekannten und Verwandten, die bereits in Italien leben und beim Einstieg helfen können.

Genaue Zahlen, wie viele Moldauer sich in Italien aufhalten, sind schwer zu bekommen. Die Arbeitskräftestatistik des moldauischen Nationalen Statistikbüros beispielsweise besagt, dass im Jahr 2017 in Italien 50.500 Moldauer im Alter von mindestens 15 Jahren arbeiteten, während die moldauische Bevölkerungsstatistik hingegen nur 15 (!) Personen (acht Männer und sieben Frauen) erfasst, die sich 2017 dauerhaft in Italien niedergelassen haben. Diese Zahlen sind also unzuverlässig, weil manche Formen der Migration nicht registriert werden, oder weil moldauische Staatsbürger in der Regel mit rumänischen oder bulgarischen EU-Pässen reisen und so gegebenenfalls als Rumänen in die Statistik eingehen. Italienische Statistiken zählten Ende 2017 mehr als 130.000 moldauische Staatsbürger in Italien (und fast 1,2 Millionen Personen aus Rumänien), was ca. 5 Prozent der aktuellen moldauischen Bevölkerung von 3 Millionen ausmachen würde.

Außerdem gestand die EU 2014, nach jahrelangen Verhandlungen auf dem Höhepunkt der Ukraine-Krise, moldauischen Staatsbürgern Visafreiheit bei kurzfristi-



*Vom Bahnhof in Chişinău fährt täglich ein Zug nach Moskau und einer nach Bukarest, jeden zweiten Tag einer nach St. Petersburg.
Foto: Anna-Christine Weirich*

gen Reisen nach Europa zu, sodass nunmehr eine Einreise mit biometrischem Pass und ein Aufenthalt für drei Monate möglich ist. Auch wenn diesen Personen das Arbeiten offiziell nicht gestattet ist, nutzen viele die Reisefreiheit für Saisonarbeit, oder um Bekannte für einen gewissen Zeitraum an ihrer Arbeitsstelle zu vertreten. Ein Großteil der moldauischen Frauen in Italien arbeitet als „Badante“, d. h. sie erledigen Formen der „Care-Arbeit“ im Haushalt und bei der Betreuung von Kindern und pflegebedürftigen älteren Personen; häufig wohnen sie mit in diesen Haushalten und müssen 24 Stunden zur Verfügung stehen. Seit Mitte der 2010er Jahre haben zudem etwa 17.000 Moldauer die italienische Staatsbürgerschaft erworben. Der Migrationssoziologe Valeriu Moşneagă schätzt deswegen, dass sich insgesamt etwa 240.000 Moldauer in Italien aufhalten, auch wenn die Wirtschaftskrise dazu geführt hat, dass die Zahlen inzwischen rückläufig sind. Der größte Anteil dieser Personen ist im arbeitsfähigen Alter, vor allem zwischen 24 und 49 Jahren, und bis zu zwei Drittel sind Frauen. Über 50 Prozent leben im reichen Nordosten Italiens und nur 4 Prozent im Süden oder auf den Inseln.

Viele von ihnen kehren früher oder später wieder in die Moldau zurück und sind dann neuerlich mit einer prekären Situation auf dem Arbeitsmarkt konfrontiert. Es gibt keine verlässlichen Zahlen darüber, wie viel Prozent der moldauischen Bevölkerung über Italienischkenntnisse verfügt. Der Zensus, welcher zuletzt 2014 durchgeführt wurde, fragte nur nach der Muttersprache und der „normalerweise gesprochenen Sprache“, nicht aber nach weiteren Sprachkenntnissen. Wissenschaftliche Studien hierzu gibt es noch nicht. Doch italienische Unternehmen haben die Profitabilität dieser Arbeitskräfte längst erkannt. Auch eine US-amerikanische



Der Weg zum Flughafen Chişinău; von hier gehen täglich Flüge in die italienischen Städte Bologna, Florenz, Mailand, Parma, Turin, Venedig und Rom.
Foto: Anna-Christine Weirich

Entwicklungsorganisation sah hierin einen vielversprechenden Wirtschaftszweig und setzte ein Programm zur Personalentwicklung für Call-Center auf, die outgesourcete Dienstleistungen für europäische Firmen anboten. Ein Vertreter dieser Organisation vermittelte mir auch den Kontakt zu Univerconnect. Seiner Einschätzung zufolge existierten 2012 in der Moldau (fast ausschließlich in Chişinău) rund 30 registrierte Call-Center mit etwa 2.000 bis 3.000 Angestellten und einem Potential, etwa 1.000 weitere Personen einstellen zu können. Er vermutete jedoch, dass in Wahrheit um die 100 solcher Unternehmen, teils inoffiziell, aktiv waren: „Die Moldau hat deutliche Wettbewerbsvorteile dadurch, dass die Bevölkerung viele europäische Sprachen spricht. Am weitesten verbreitet sind Französisch, Italienisch, Spanisch, Deutsch, Englisch, aber auch Griechisch und Portugiesisch. Die moldauische Arbeitskraft ist auch vergleichsweise günstig, aber im Vergleich zu Konkurrenten ist die Produktivität hoch.“

Für die Italienerückkehrer ist die Arbeit im Call-Center jedoch meist nur eine vorübergehende Lösung, z. B. in einer Phase der Reorientierung, oder aber während der Suche nach einem anderen Job. Für einige Fremdsprachenstudierende stellte die Arbeit als Operator eine relativ attraktive Option dar, gleichzeitig das Studium zu finanzieren und kommunikative Erfahrungen in der studierten Sprache zu sammeln. Die Direktorin von Univerconnect schätzte jedoch die Karrieremöglichkeiten in diesem Segment des Arbeitsmarktes als gering ein. Fälle wie Ivan und Mişa, die den Arbeitsplatz wechseln und in einem anderen Call-Center arbeiten oder von dort zu Univerconnect kommen, kämen zwar häufig vor, aber dies stelle in der Regel keine berufliche Verbesserung dar: „Die Leute, die im Bereich der Call-Center arbeiten, bewegen sich normalerweise immer im selben (...) Kreis von Call-Centern. Das heißt, sie gehen von einem weg und fangen in einem anderen an, weil sie glauben, dass die Bedingungen dort günstiger sind. Danach wird ihnen klar, dass es da auch nicht viel besser ist, als es vorher war, aber, naja, zurück geht es dann auch nicht. Vielleicht zwei oder drei sind zu uns zurückgekommen.“

Doch einen fachlich und finanziell attraktiven Arbeitsplatz zu finden, ist in der Moldau schwierig.

Gemessen an Gehalt, Sozialversicherung und Arbeitszeiten wurden die Arbeitsbedingungen bei Univerconnect von der Unternehmensführung als verhältnismäßig attraktiv eingeschätzt. Trotzdem ließ es sich davon kaum leben, geschweige denn eine Familie ernähren. Eine Vollzeitstelle umfasste 36 Stunden (6 Stunden inklusive mehreren kürzeren Pausen an 6 Tagen pro Woche) und wurde mit 3.000 Lei entlohnt. Zum damaligen Wechselkurs waren das etwa 190 Euro. Bei guten Verkaufszahlen wurden zusätzlich Boni von 300 bis 500 Lei ausbezahlt. Abgesehen davon waren vor allem die monotone und anstrengende Arbeit und das Gefühl, sich wenig weiterentwickeln zu können, Gründe dafür, dass manche Operatoren sich nach relativ kurzer Zeit bereits wieder neue Arbeitsstellen suchten.

Auch die Lebensdauer vieler Call-Center ist kurz. Univerconnect hat 2015 nach rund vier Jahren Existenz geschlossen. Viele der jüngeren Operatoren, zu denen ich nach der Forschung noch Kontakt hatte, hatten sich bereits vor der Schließung zunächst in Chişinău andere Jobs gesucht und sind schließlich doch wieder ins Ausland gegangen: nach Italien, nach England oder nach Deutschland. Auf meine Frage, was seine Pläne für den Sommer seien, sagte Mişa lachend: „Ich habe Sehnsucht nach Italien. Die Umgebung ist dann doch anders und auch das Geld. Zwei durchaus praktische Dinge.“



„Ich liebe die Moldau.“

Foto: Anna-Christine Weirich

Dr. Anna-Christine Weirich arbeitet seit 2010 am Institut für Romanische Sprachen und Literaturen der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Ihre Forschungsinteressen umfassen Soziolinguistik, Genderlinguistik, individuelle und gesellschaftliche Mehrsprachigkeit, Sprach- und Lohnarbeitsbiographien, sprachliche Diskriminierungen und Migration. Im Sommer 2018 ist ihre Monographie „Sprachliche Verhältnisse und Restrukturierung sprachlicher Repertoires in der Republik Moldova“ im Peter Lang-Verlag erschienen. Ab und zu pflegt sie auch ihren eigenen Blog: <https://gramaticamea.wordpress.com/>

Mit Pauken und Trompeten für mehr Demokratie in der Republik Moldau

Ein vergebenes Unterfangen?

VON JANA STÖXEN

Im Umfeld des Unabhängigkeitstages der Republik Moldau am 27. August 2018 formierte sich, angefacht durch den Unmut über die zuvor annullierten Bürgermeisterwahlen in der Hauptstadt Chişinău, der *protest permanent*: Eine Bewegung vor allem junger Moldauer, die mit den aktuellen politischen Gegebenheiten unzufrieden sind und dagegen aktiv eintreten. Im Lauf der Zeit gründete sich aus dieser Gruppe außerdem *Occupy Guguţă*: Eine Gruppe, die sich für den Erhalt der *Cafenea Guguţă* beziehungsweise vor allem gegen ihren Abriss zugunsten eines weiteren modernen Hotels einsetzt. Unterstützt werden sie dabei von dem gewählten proeuropäischen, aber nicht ernannten Bürgermeister Andrei Năstase und diversen NGOs aus Osteuropa. Leider vergebens. Mit dem Beschluss der Generaldirektion für Architektur und Städtebau der Stadt Chişinău vom 16. Oktober, die *Cafenea Guguţă* abzureißen, ist dieses Unterfangen wohl gescheitert. Wie kann es nun mit dem *protest permanent* weitergehen?

Ein Hauch von Revolution

Vielleicht ist es Zufall, dass gerade im Sommer 2018 dieser Protest zustande kam. Vielleicht auch nicht. Denn abgesehen von den großen Feiertagen Ostern und Weihnachten ist der Sommer die Zeit, in der die Bevölkerung der Moldau schlagartig wächst. Die Diaspora kommt heim, wenn auch nur für ein paar Wochen. Viele von ihnen sind noch relativ jung, oft gut ausgebildet. Zum Teil sind es auch Studierende, die in den großen Semesterferien nach Hause kommen. Viele von ihnen haben im Ausland nicht nur Geld verdient oder die Universität besucht, sondern andere Lebensstile kennengelernt und übernommen, neue Freiheiten schätzen gelernt, sitzen nun jedoch zwischen den Stühlen. Die Verbindung in die Heimat ist trotzdem noch weitestgehend vorhanden. Facebook und ähnliche soziale Netzwerke sind dabei eine zusätzliche Unterstützung. Auch die Protestierenden profitieren ungemein davon und nutzen die Kanäle ausgiebig, um neben ihren Forderungen auch Spendenaufrufe zu verbreiten.

So, wie sie sich im Park nahe des Denkmals von *Ştefan cel Mare și Sfînt* im Zentrum Chişinăus treffen, könnten sie auch in einer beliebigen westeuropäischen Universitätsstadt sitzen. Man hat unbewusst den Eindruck, dass hier etwas im Entstehen begriffen ist, das man noch nicht ganz fassen kann. Vielfach sieht man Dreadlocks, auffällige Brillen und betont nachlässige Kleidung. Zigarettenrauch hängt in der Luft. Die Atmosphäre könnte die eines sommerlichen Picknicks unter Kommilitonen sein, wenn nicht die Banner wären, die zur Gegenwehr aufrufen. Erst auf den zweiten Blick fällt neben dem kleinen Zeltlager,

das als Protestcamp fungiert, das Objekt des Widerstands auf - die *Cafenea Guguţă*, ein sozialistisches Gebäude mit futuristischem Design, wie man es sich in den 1970er oder 1980er Jahren des 20. Jahrhunderts vorgestellt haben mag. Heute ist das Gebäude halb zugewachsen und zum Teil demoliert oder einfach verrottet. Bald wird es Geschichte sein. Schlimmer noch: Es wird überbaut mit



Der Protest des Bündnisses „ACUM“ am 26. August 2018 vor dem Denkmal *Ştefan des Großen und Heiligen*. Foto: Josef Sallanz

einem Hotel, das für die meisten Moldauer ohnehin nur ein weiterer Klotz im Stadtzentrum sein wird, in dem die Kosten für eine Nacht ihr monatliches Einkommen vermutlich um ein Vielfaches überschreiten.

Der Widerstand gegen diese und weitere Pläne, die nur für einen geringen Teil der Bevölkerung einen Zugewinn bedeuten, müsste gerade bei der großen Masse Anklang finden. Doch die Verdrossenheit, herrührend von der Vernachlässigung der Menschen jenseits des Regierungsgebäudes und der schicken Cafés im Zentrum, klingt nur in wenigen Momenten an. Wer hat gerade hier schon die Zeit und vor allem die Muße auf die Straße zu gehen, wenn es doch nicht unmittelbar hilft?

Nicht wenige haben sich trotz dieser Schieflage auf die Straße getraut. Ihre Slogans und Rhythmen, getrommelt auf Blechdosen, leeren Wasserbehältern und anderen abenteuerlich anmutenden Improvisationen hallen durch eine Hauptstadt, die sonst erstaunlich unbelebt ist.

Neben den zivilgesellschaftlichen Protestformen von *Occupy Guguţă* tritt auch das Bündnis ACUM („JETZT“) in Erscheinung, das sich aus der 2016 gegründeten PAS (Partei für Aktion und Solidarität), der 2015 entstandenen PPDA (Plattform gegen Korruption) und der derzeit mit 23 von 101 Sitzen im Parlament vertretenen PLDM (Liberal-Demokratischen Partei) zusammensetzt.

Besonders die ehemalige Bildungsministerin und Präsidentschaftskandidatin von 2016 Maia Sandu (PAS) und der eigentlich designierte Bürgermeister von Chişinău Andrei Năstase (PPDA) tun sich in diesem Kontext als

Wortführer hervor. Letzterer trat bereits 2015, nachdem eine Milliarde Dollar bis auf Weiteres aus der Staatskasse verschwunden war, als Kopf der öffentlichen Empörung prominent in Erscheinung und gründete in diesem Zusammenhang auch seine Bewegung als Plattform gegen Korruption. Dennoch ist er aufgrund seiner vergangenen Schulterschlüsse mit Igor Dodon, dem aktuellen Präsidenten, seiner nebulösen Parteienfinanzierung und seines ansehnlichen Privatvermögens nicht unumstritten.

Doch auf der Welle des Protests scheint dies zweitrangig. Der Protest mobilisiert sich offenbar aus dem was werden kann und nicht aus vermuteten vergangenen Verfehlungen. Schließlich sind Sandu und Năstase, die sich bei ihren Wahlkämpfen um das Präsidenten- beziehungsweise Bürgermeisteramt bereits gegenseitig unterstützt hatten, in der Republik Moldau die populärsten pro-europäischen Politiker. Aber gerade sie haben mit Vorwürfen zu kämpfen, sie ließen sich instrumentalisieren.

Auf Seiten Russlands besteht ein starkes Interesse daran, die Republik Moldau bei der Stange zu halten. So tritt die pro-russische Șor-Partei, angeführt durch Ilan Șor, mit entsprechendem Rückhalt von außen auf. In Chișinău allerdings standen am 26. August 2018 etwa 2.000 pro-russische Demonstrierende etwa 20.000 aus dem Lager Sandu/Năstase gegenüber. Letztendlich mussten Polizisten die zwei Lager gewaltsam voneinander trennen und

noch niemand erwähnt. Das Land steht weiterhin zwischen dem jungen Enthusiasmus für das Sternenbanner und dem Schlagschatten Russlands. Diesen inneren Ost-West-Konflikt muss es meistern, um eine Perspektive zu haben.

Eine neue Anti-Elite gegen das Gewaltmonopol

In vielen Staaten schon 1968 oder spätestens 1989 ein Thema, scheint der Anti-Elitarismus der Grünen und der Friedensbewegung nun erneut aufzukommen, auch in den Staaten Osteuropas. Die Republik Moldau, das kleine Land am Rande der EU, das viele Bürgerinnen und Bürger durch Arbeitsmigration an u. a. Italien, Spanien, Deutschland und Russland verliert, hat auch über den Arbeitsmarkt hinaus große Sorgen. Neben dem Mangel an Nachwuchs, der im Land bleiben will, sind Korruption und Vetternwirtschaft die wesentlichen Schlagworte. Eine effektive Bekämpfung dieser Giftspritzen für die Demokratie kann nur durch starke und effektive Institutionen herbeigeführt werden. Was aber tun, wenn diese selbst so durchgesetzt sind, dass sie sich mit ihrem Wirken ins eigene Fleisch schneiden würden? Vielfach funktioniert das System, doch unter den Mantel der Rechtsstaatlichkeit mag man kaum einen Blick riskieren. Die personelle und strukturelle Kontinuität der Eliten ist, wie in vielen postsowjetischen Staaten, ein weiteres Problem.

Das Misstrauen gegenüber den Ministern und allgemein offiziellen Stellen ist dementsprechend hoch, gerade auch bei der Diaspora, die nach ihrem Fortgang nun Anderes kennt. Dazu zählen unter anderem häufig Gewaltfreiheit oder zumindest entsprechende Vermeidungstaktiken. Im Fall Chișinăus kann davon jedoch nicht die Rede sein. Gerade im Umfeld der Feiertage Ende August 2018 ist die Polizeipräsenz größer. Direkt zu den Demonstrationen jedoch nicht nur groß, sondern in erster Linie gepanzert, bewaffnet, verummmt und in einer so großen Zahl, dass man sich fragt, auf welcher Seite nun eigentlich Leute zum Teilnehmen gekauft worden sein sollen. Den Demonstrierenden des *protest permanent* schlägt dieser Vorwurf häufig entgegen. Wer auch nur einen Abend dabei gewesen ist, sieht diesen Vorwurf schnell entkräftet.



Die „Cafenea Guguță“ am Rande des Chișinăuer Stadtparks wird absichtlich dem Verfall preisgegeben. Mit ihrem (gerichtlich bereits beschlossenen) Abriss verschwindet auch ein Stückchen moldauischer Geschichte.
Foto: Josef Sallanz (Dezember 2018)

Șor, der für den erwähnten Milliarden-Diebstahl zunächst unter Hausarrest stand, wurde unter johlendem Rufen („Du Dieb!“) vom Ort des Geschehens eskortiert.

Die zwei Lager scheinen also ideologisch und auch im Mengenverhältnis klar verteilt: Zu Russland will man nicht. Zur EU schon eher; gilt sie doch als entwickelt, weit weniger korrupt und ein Stück weit auch als Trutzburg gegen imperiale Ansprüche Russlands. Dass die EU allerdings auch nur daran denkt, die Republik Moldau als Beitrittskandidat in Erwägung zu ziehen, hat

Zerstört das Land die Erinnerung an den Kommunismus?

Die Republik Moldau, die sich nach dem Niedergang der Sowjetunion 1991 unabhängig gemacht hat, kann ihre Vergangenheit nicht verleugnen. Die Bezeichnung als „Weinberg der Sowjetunion“ ist dabei noch das schmeichelhafteste Überbleibsel. Weniger schön, aber dennoch charakteristisch, sind die Zeugen aus Stahl und Beton – seien es Wohnhäuser oder Denkmäler – die die Vergangenheit wach halten.

Was hat die Stadt nun davon, eines der wenigen architektonisch durchaus interessanten Gebäude abreißen zu lassen? Sicher, der Druck von möglichen Geldgebern, die dem Land wirtschaftlichen Aufschwung versprechen, ist groß. Doch wie viel Geld muss man bieten, damit ein Platz kollektiver Erinnerung, der nun symbolisch für den Protest steht, dem Markt zum Opfer fällt? Offenbar ist die Summe, die im Raum steht, hoch genug, um die Entscheidungsträger zu überzeugen.

Man kann so einen Ort wie die *Cafenea* als Kindheitsort romantisieren und sich an den Geschmack einer Kugel Eis erinnern, aber das Gebäude steht auch für eine untergegangene Ideologie. Mit dieser buchstäblich betonierten Erinnerung an eine Zeit vor der Unabhängigkeit des Landes, vor der Privatisierung von Unternehmen und der Öffnung der Republik Moldau nach Westen stand dort auch die Erinnerung an eine Diktatur, die ihren Bürgern misstraute, sie kontrollierte und sich in jeden Winkel ihres Lebens drängte. Das Gedenken an Denunziation, an Mängel der Planwirtschaft, an Gleichschaltung und vor allem die Maxime „Nie wieder!“ schwindet mit jeder Vernichtung der spezifischen Symbole, die dafür standen.

Mit der Demolierung solcher Gebäude zerstören postsowjetische Staaten wie die Republik Moldau immer auch ein Stückchen ihrer Geschichte und Identität. In erster Linie vernichten sie damit mahnende Erinnerungsorte, die dafür stehen, dass es nie wieder so werden soll, wie es mal war. Auch wenn die Weggabelung dahin schon wieder in Sichtweite rückt.

Wandel von unten als Antwort auf eine ungestellte Frage

Die Hoffnung auf Reformen von oben haben viele verloren. Zu prekär ist die Situation: Mit dem stetigen Schrumpfen des Landes, dem auch die Investitionen von z. B. Automobilzulieferern nur bedingt entgegenwirken können, kommt neben der Korruption auch politischer Unwille hinzu. Das Land selbst ist abhängig – wahlweise von Russland in einigen Regionen im Norden und Süden sowie im Landesteil Transnistrien und der EU im vergleichsweise prosperierenden Zentrum sowie in der



Protest von #occupyguguta: „Oligarchie schmerzt.“, 26. August 2018. Dem Protest kann bei Facebook unter dem Stichwort „OccupyGuguță“ gefolgt werden. Foto: Josef Sallanz



Vor dem Regierungsgebäude in Chişinău wurden am 26. August 2018 die Anhänger von „Partidul Politic Șor“ martialisch bewacht. In Sichtweite demonstrierten friedlich vor dem Denkmal Stefan des Großen und Heiligen die Anhänger des Bündnisses „ACUM“. Foto: Josef Sallanz

Hauptstadt. Eine Zerreißprobe, die an die Ukraine erinnert, jedoch hoffentlich nicht in einer derartigen Eskalation enden wird.

Tatsächlich ist die Assoziation dieses Protests mit dem Euro-Maidan in Kiew jedoch nicht ganz verfehlt: Die Ziele sind sehr ähnlich, die Initiativen tauschen sich wohl sogar aktiv aus. Doch – man mag es Glück nennen oder schade finden – der letzte Funke, der aus diesem Aufbegehren in der Hauptstadt der Republik Moldau einen wirklichen Wandel provozieren kann, fehlt. Sicher ist, dass dieser natürlich nicht plötzlich über Nacht kommt. Zwar hat das Land seit den 1990er Jahren große Fortschritte in Richtung Demokratisierung gemacht. Diese zeigen jedoch unter den aktuellen Bedingungen vor Ort zunehmend in eine rückläufige Richtung und sorgen so zusätzlich für eine Destruktion der Zivilgesellschaft, die sich als machtlos empfindet.

Mit den anstehenden Wahlen im Februar 2019 wird sich zeigen, wie stark die Bestrebungen, mehr Demokratie zu wagen, in der Republik Moldau sind. Auch wohin sich das Land zukünftig orientieren wird, ob zur EU oder doch in Richtung Russland, steht dort zur Diskussion. Doch in erster Linie wird entschieden, ob sich die Republik langfristig selbst erhalten kann.

Denn: Was man dagegen tut, wenn die jungen Menschen gehen und kaum mehr freiwillig zurück kommen, dagegen hat das Land noch kein Rezept gefunden. Ihnen zuzuhören und sie ausreden zu lassen, wäre ein Anfang. Aber ob dieser nicht mit den enttäuschten Hoffnungen dieses Sommers schon zum Scheitern verurteilt ist, muss sich erst noch zeigen. Ein Neubeginn, begleitet vom Sound der Demonstrierenden, die schon Ende August den Rhythmus eines neuen Zeitgeists trommelten, würde eine Zäsur darstellen. Aber dieses Mal eine mit Zukunft.

Jana Stöxen studiert „Ost-West-Studien“ an der Universität Regensburg. Sie fokussiert sich regional auf Südosteuropa und fachlich auf Urban Studies. Außerdem ist sie als studentische Mitarbeiterin für das Moldova-Institut Leipzig e.V. tätig.

Gedenken an Eduard Weissmann

Eine wunderbare feine Seele

VON GÖTZ TEUTSCH

„Und jetzt noch einen Witz“. Ohne diese Verabschiedung konnte man nicht nach einem Treffen mit Eduard Weissmann gehen. Edys Witze, das sich Verbergen hinter dem Witz, einem Czernowitzer Jüdischen Witz, war die Maske dieses wunderbaren Menschen. Wenn es ihm elend ums Herz wurde – kam ein Witz. Witze gesprochen in seinem wunderbaren Czernowitzer Dialekt, haarscharf gedacht und unverwechselbar. Hinter diesem Witzeerzähler verbarg sich eine wunderbare feine Seele. Eine Seele, die unendlich viel gelitten hatte, die immer seine – Edys – verlorene Heimat suchte, und die durch das Erzählen von Witzen sie für sich und uns wieder auferstehen ließ. Geboren in Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți) vertrieben, herumgeirrt und in Bukarest als Kind gelandet.

Da haben wir uns kennen gelernt. Beide Schüler des Musikgymnasiums in Bukarest. Und beide studierten wir Cello beim gleichen Lehrer. Seit der Zeit waren wir



*Eduard Weissmann und Götz Teutsch in der Berliner Philharmonie.
Foto: Archiv G. Teutsch*

Freunde. Alle beide sind wir nach Berlin gezogen, und hier war Edy Cellist des Radio-Symphonie-Orchesters (RSO – heute Deutsches Symphonie-Orchester Berlin). In der Philharmonie trafen wir uns oft vor Proben und

Konzerten. Immer war Edy dieser feine, stille, meist etwas traurige alte Freund – und ohne den Witz gingen wir nicht auseinander.

Auf seine Anregung haben wir gemeinsam eines meiner schönsten Projekte in der Berliner Philharmonie gemacht: „Czernowitz is gewen an alte, jidische Schtot...“. Immer hatte ich das Gefühl, es ist eine kleine Liebeserklärung an meinen alten Freund.

Und nun hat uns dieser wunderbare Freund auf immer verlassen. Czernowitz und wir alle trauern.

Schalom, lieber Edy!

Götz Teutsch war u. a. Solocellist am Bukarester Radio-Symphonieorchester und bei den Berliner Philharmonikern.



*In Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți) wurde 1908 das Jüdische Volkshaus am Theaterplatz eröffnet. Das nach Plänen von T. Lewandowski errichtete vierstöckige Gebäude beherbergte die Hauptvertretungen der jüdischen Gemeinde. Das Bauwerk verfügt über eine Fassade mit neoklassischen und neobarocken Elementen. In dem Haus befindet sich heute u. a. das Museum für jüdische Geschichte und Kultur der Bukowina. Im Vordergrund: Denkmal der ukrainischen Dichterin Olha Kobyljanska (1863-1942) vor dem Theater.
Foto: Josef Sallanz*



*Der 1866 in der Hauptstadt der Bukowina Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți) an der heutigen vul. Zelena eingerichtete Friedhof hat eine Größe von 14,2 Hektar. Er ist mit rund 55.000 Gräbern einer der größten erhalten gebliebenen jüdischen Friedhöfe in Mittel- und Osteuropa. Die Grabsteine tragen hebräische, jiddische, deutsche, rumänische, russische und ukrainische Inschriften. Auf dem Friedhof befinden sich Soldatengräber aus dem Ersten Weltkrieg sowie ein Mahnmal für die in Transnistrien ermordeten Czernowitzer Juden.
Foto: Julia Myasyshcheva*

Tätigkeitsbericht 2018

VON HERMINE-SOFIA UNTCH

Im Laufe des Jahres 2018 fanden vier Vorstandssitzungen der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) statt. Die Mitgliederversammlung wurde am 17. November 2018 im Restaurant Leonhardt in Berlin-Charlottenburg durchgeführt.

Nach der Begrüßung durch den Präsidenten, Dr. Gerhard Köpernik, folgte ein kurzer offizieller Teil mit dem Bericht über die Aktivitäten der Gesellschaft im Jahr 2018, dem Bericht der Rechnungsprüfer Wilfried Lohre und Ulrich Räuchle sowie der Aussprache. 2018 standen keine Wahlen zum Vorstand an.

Christian Mücke, Vorsitzender der Vereinigten Aktion für Rumänien (VAR) e.V., informierte im Anschluss daran über die Aktivitäten seines Vereins, auch in Zusammenarbeit mit anderen Nichtregierungsorganisationen, in Rumänien. Er zeigte eindrucksvolle Bilder von den Behausungen in Pata Rât, der Müllkippe bei Klausenburg/Cluj-Napoca, wo versucht wird, Kindern hygienische Mindeststandards und Zugang zu Schulbildung zu ermöglichen. Ähnliche Aktivitäten finden auch in der Romasiedlung von Heynod/Huedin statt. In Salzgrub/Cojocna wird der Bau eines Gemeindezentrums und im südsiebenbürgischen Hetzeldorf/Ațel ein Seniorenprojekt unterstützt. Außerdem helfen Mitglieder und Freunde der VAR mittels Patenschaften zwanzig besonders bedürftigen und begabten Kindern im Klausenburger Viertel Abtsdorf/Mănăștur und in Pata Rât, indem sie sie und ihre Familien finanziell unterstützen und während der gesamten Schulzeit aktiv begleiten.

Im Berichtsjahr 2018 sind folgende Arbeitsbereiche der DRG fortgeführt worden:

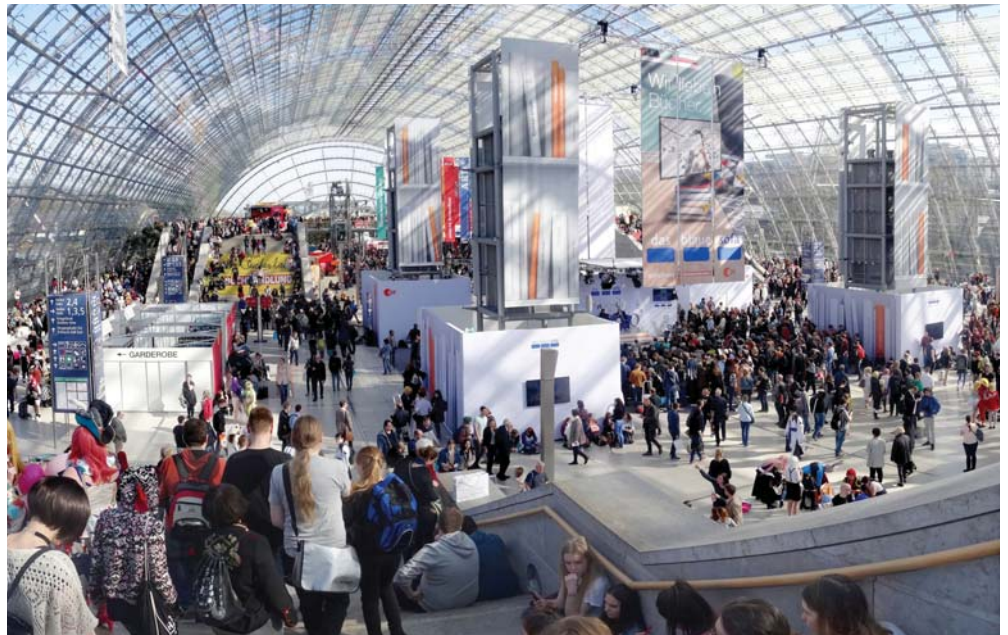
Homepage, Facebook, Mediascreening

Im Jahr 2018 hat Natalia Toma die Internetseite der DRG regelmäßig überarbeitet und mit aktuellen Informationen zu den Veranstaltungen der Gesellschaft aktualisiert.

Die Facebook-Seite der DRG wurde auch im Jahr 2018 von Tony Krönert betreut. Raluca Fritsch hat dafür gesorgt, dass der Newsletter „Mediascreening Rumänien“ wieder regelmäßig erschienen ist.

Deutsch-Rumänische Hefte (DRH)

Die DRH werden seit 2011 halbjährlich von Dr. Josef Sallanz für die DRG herausgegeben. Beide Ausgaben der Zeitschrift von 2018 hatten jeweils eine Auflage von 700 Exemplaren. Das Lektorat der Halbjahresschrift übernahmen verlässlich Jan-Peter Abraham, Jörn Henrik Kopfmann, Marianne Theil und Illa Weber-Huth, für den Satz zeichnete Brigitta-Ulrike Goelsdorf verantwortlich.



Besucheransturm in der Glashalle während der Buchmesse. Rumänien war 2018 Schwerpunktland auf der Leipziger Buchmesse.
Foto: Je-str / CC BY-SA 3.0

Jour Fixe

Nach dem Ausscheiden von Marianne Theil aus dem Vorstand wurden die Jour-Fixe-Veranstaltungen zunächst von dem neu gewählten Vorstandsmitglied Hannelore Jorgowitz organisiert. Nach deren Ausscheiden aus dem Vorstand hat überwiegend Dr. Raluca Fritsch die Federführung übernommen. 2018 fanden insgesamt neun Jours statt.

Januar: In Kooperation mit der Kunst Kooperative Berlin fand der erste Jour Fixe des Jahres in deren Räumlichkeiten in Kreuzberg statt. Zu Gast war der Musikwissenschaftler Vincent Rastädter aus Oldenburg, ein Schüler Violeta Dinescus. In seinem Vortrag „Die Doina: eine Einführung in den lyrischen Gesang Rumäniens“ stellte Rastädter anhand von Musikeinspielungen das rumänische Klage- und Trauerlied, die Doina, vor und zeichnete die Entwicklung dieses Genres von den nicht ganz geklärten Anfängen bis in die Gegenwart nach.

Februar: Die Leipziger Buchmesse mit Schwerpunktland Rumänien im März veranlasste die Einladung des Schriftstellers, Übersetzers und langjährigen Leiters

des Literaturhauses Berlin, Ernest Wichner, zum Jour Fixe im Februar. Sein Überblick über die aktuelle rumänische Literaturszene war eine gute Vorbereitung für alle, die sich zur Fahrt nach Leipzig angemeldet hatten (siehe sonstige Veranstaltungen).

März: Die Tourismusmesse ist wie immer eine gute Gelegenheit sich über attraktive Reiseziele in aller Welt und auch in Rumänien zu informieren. Die Kirchenburgen in Siebenbürgen sind ein besonderer touristischer Magnet, auch wenn sich viele von ihnen in einem beklagenswerten baulichen Zustand befinden. Hier Abhilfe zu schaffen, hat sich die Stiftung Kirchenburgen vorgenommen. Drei Vertreter der Stiftung, Ruth Istvan, Stefan Bichler und Sebastian Bethge, berichteten im März über ihre Arbeit, die sich nicht nur auf das baulich-konservatorische beschränkt, sondern auch versucht nachhaltige Nutzungskonzepte zu entwickeln.

April: Im April war die DRG zu Gast im Hauptstadtstudio der Deutschen Welle bei dem Leiter der Rumänien-Redaktion, Robert Schwartz. Thema von Vortrag und



Die DRG-Stipendiaten vom Sigismund-Toduță-Musikkolleg in Klausenburg/Cluj-Napoca (v.l.n.r.): Ahmad Sleman (Geige), Estera Forogău (Klavier) und Timotei Baci (Fagott).
Foto: Colegiul de Muzică „Sigismund Toduță“

Diskussion waren zwölf Jahre Mitgliedschaft Rumäniens in der EU und aktuelle politische Probleme in Rumänien.

Mai: Mona Vintilă, Diplom-Sozialwissenschaftlerin und Vorstandsmitglied der DRG, arbeitet seit sechs Jahren als Sozialarbeiterin in einem Berliner Verein und betreut hauptsächlich rumänische Roma-Familien. Über die Integrationsarbeit aus Sicht einer Sozialarbeiterin berichtete sie auf dem Jour Fixe im Mai.

September: Der Jour Fixe im September fand in der Rumänischen Botschaft unter dem Thema „Deutsch-rumänische Polizeiarbeit am Beispiel Berlin. Ein Informationsabend“ statt. In Berlin scheinen in den Bereichen Laden-, Taschen- und Trickdiebstahl sowie beim aggressiven Betteln, also insbesondere bei Eigentumsdelikten, rumänische Staatsbürger besonders aktiv zu sein. Cristian Ionuș, Attaché für Innere Angelegenheiten der rumänischen Botschaft, gab Einblicke in die Zusammenarbeit der Berliner und der rumänischen Polizei. Zwei

uniformierte rumänische Polizisten, die im Rahmen der schon ab 2013 laufenden Kooperation zwischen der Berliner und der rumänischen Polizei auf Streife vom Alexanderplatz bis zum Brandenburger Tor gehen, berichteten aus der Praxis.

Oktober: Janka Vogel ist Sozialarbeiterin in Berlin. Sie studierte Erziehungswissenschaft und Südosteuropastudien mit Schwerpunkt Rumänien und verfasste ihre Masterarbeit zur rumänischen Diaspora in Berlin. Im Mittelpunkt der empirischen Arbeit, die sie an diesem Abend vorstellte, standen die soziale Situation von Migranten, ihre Integration in Berlin und ihre Beziehung zum Herkunftsland Rumänien.

Dezember: „Im Zeichen des 1. Weltkrieges: Deutsch-Rumänische Sprach- und Kulturkontakte am Beginn des 20. Jahrhunderts“ lautete der Titel des Vortrags unseres Beiratsmitglieds Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Dahmen, der bis 2016 als Professor für Rumänische Sprach- und Literaturwissenschaft an der Friedrich-Schiller-Universität Jena tätig war. Im 1. Weltkrieg musste sich Rumänien nach anfänglicher Neutralität entscheiden, ob es auf Seiten der Mittelmächte oder der Entente in den Krieg zieht. Es entschied sich bekanntlich für die Entente. Welche Auswirkungen dies für die deutsch-rumänischen Sprach- und Kulturkontakte hatte, zeigte der Referent an einigen Beispielen. Dabei legte er besonderes Augenmerk auf die Entwicklung der Rumänistik im deutschsprachigen Raum. Die Veranstaltung fand in Kooperation mit dem Rumänischen Kulturinstitut Berlin in der Reinhardtstraße statt.

Sonstige Veranstaltungen

Die Busreise für Mitglieder und Interessenten der DRG zur Leipziger Buchmesse mit Schwerpunktland Rumänien fand am 17. März statt. Verantwortlich für die Organisation der Reise und des Programms war Dr. Raluca Fritsch. Mehr als 30 Teilnehmer erlebten einen ganz besonderen Tag und nahmen an Buchvorstellungen, Lesungen und Podiumsdiskussionen mit Mircea Cărtărescu, Varujan Vosganian, Navid Kermani, Gabriela Adameșteanu, Cătălin Mihuleac u. a. teil.

Kleinstipendien

Kleinstipendien von jeweils 300,- € wurden im Berichtsjahr von der DRG an Timotei Baci (Fagott), Estera Forogău (Klavier) und Ahmad Sleman (Geige) vom Sigismund-Toduță-Musikkolleg in Klausenburg vergeben.

Mitgliederentwicklung

Im Jahr 2018 sind vier Personen der DRG beigetreten, drei ausgetreten, ein Mitglied ist verstorben. Die Mitgliederzahl beträgt somit weiterhin 95 Personen.

Hermine-Sofia Untch ist die Vizepräsidentin der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft, Berlin.

Die Geschichte einer unmöglichen Heimkehr

VON SABINE KRAUSE

„Jeder Exilant ist ein Odysseus auf dem Weg nach Ithaka ...“ Diesen Tagebucheintrag Mircea Eliades vom 1. Januar 1960 hat Gabriela Adameşteanu ihrem Roman nicht von ungefähr als Motto vorangestellt, ist doch eines der Hauptthemen die Erfahrung von Exil und Migration. Der Roman ist eine Collage von 33 einzelnen Episoden, die wie mit einer Klammer durch Homers Odyssee zusammengehalten und mit zahlreichen Zitaten aus dem Epos durchzogen sind.

Traian Manu, erfolgreicher Wissenschaftler, Institutsleiter in Neapel, folgt 1986 der Einladung zu einem wissenschaftlichen Vortrag in seine einstige Heimat Rumänien, die er Anfang der 1940er Jahre verlassen und seitdem nie wieder besucht hat.

Zuerst kehrt Manu in einem aufwühlenden Alptraum zurück, ohne Papiere, ohne Fahrschein, stets die Stimme des allmächtigen Schaffners im Ohr, der ihn in mehreren Sprachen auffordert, sich auszuweisen. „Zu Hause“ angekommen, erkennt ihn niemand und auch er selbst kann es nicht: alle Spiegel sind verhangen, dass der Tote sich nicht sehe und keine Seele mit sich „nach drüben“ nehme. Und es ist „stets derselbe, lästige, langweilige Traum...“ Der Konflikt zwischen seiner im Exil neu erfundenen („Seit wann redet er überhaupt nicht mehr rumänisch? Sind es 45 Jahre?“) und seiner „rumänischen“ Identität („nur unartikulierte Laute, der Aufschrei aus dem Innersten des Körpers ...“) wird offenbar. Trotz der Warnung seiner Ehefrau Christa tritt er die Reise an.

Es ist eine „unmögliche“ Heimkehr. Sowohl Manu, als moderner Odysseus, als auch die anderen Gestalten, die mit der Odyssee assoziiert werden (Christa mit Calypso, Omi mit Penelope, Manus Großneffe Daniel mit Telemachos), erleben die Reise ganz unterschiedlich.

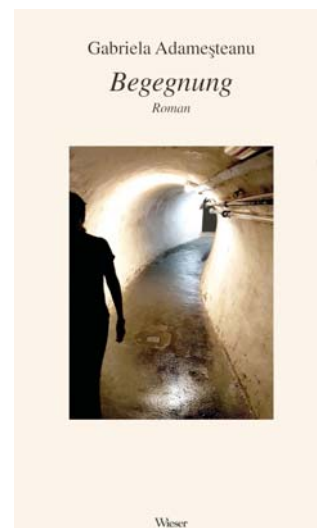
In Rumänien begegnet Manu Menschen, die ihn ungeduldig erwarten und mit denen er einige Tage verbringt: im Traum, bei seinem Vortrag, auf dem Flughafen, im Heimatdorf Cărbuneşti, im Hotel. Er gerät in eine völlig andere Wirklichkeit. Er erkennt nichts und niemanden wieder. Zudem wissen wir nicht, ob es sich tatsächlich um Verwandte und Freunde handelt oder um Securisten, die alle seine Schritte verfolgen.

Auch Christa lebt in Erinnerungen an die Kindheit und Jugend, die in Nazideutschland überschattet war von ständiger Angst und Überwachung sowie dem tragischen Verlust ihrer Familie. Ihr (westliches) Rumänien-Bild ist geprägt durch die eigene, traumatische Totalitarismus-Erfahrung. Bei allem Verständnis für den Wunsch, das Land seiner Kindheit wiederzusehen, versucht sie, Manu von der Reise abzuhalten, warnt ihn vor der Gefahr, der er sich aussetzt in „seinem Land“, einer „wilden und verwilderten Landschaft“.

Manus Großneffe Daniel beschreibt als „Chronist“ in jugendlich-unkonventioneller Sprache die auf den Heimkehrer wartende Verwandtschaft. Deren vielstimmiges, dissonantes, widersprüchliches Durcheinander-Geplapper – von Georg Aeschts virtuos ins Deutsche übersetzt – ist wie eine Persiflage des Chorus im antiken Drama. Alle haben große Erwartungen an den erfolgreichen Rückkehrer aus dem goldenen Westen, der ihnen etwas schuldig ist und alles ermöglichen kann und soll: materiellen Wohlstand, die Bürgerschaft für einen in politischen Misskredit Geratenen, die Einladung in den Westen... Manu sieht sich überfordert, zerrissen... Statt sich zu begegnen, prallen unvereinbare Welten aufeinander. Eine Verständigung zwischen West und Ost ist unmöglich. Selbst Daniel, wohl der Einzige, der Manu gegenüber aufrichtig ist, gelingt es bis zum Schluss nicht, eine reale Kommunikation herzustellen.

Mit den „Akten ‚Wissenschaftler‘“ wird eine weitere Perspektive eröffnet. Parallel zu Manus Bericht wird anhand von Securitate-Akten deutlich, wie die Securitate die Reise initiiert hat, Manu und alle Beteiligten kontrolliert und wie Marionetten führt – und dass sie anscheinend alles weiß.

Gabriela Adameşteanu gelingt mit diesem Roman eine subtile Analyse der rumänischen Gesellschaft der 1980er Jahre. Wie schon in anderen ihrer Romane verquickt sie meisterhaft verschiedene Zeitebenen sowie vielfältige Erzählperspektiven und eröffnet damit verschiedene Wege zurück in das dereinst zurückgelassene Ithaka, das nicht mehr existiert, „denn du kannst nicht an einen Ort zurückkehren in der Hoffnung, die Zeit zurückzudrehen [...] Was du wiederfinden willst, das gibt es nur noch in deinem Kopf“.



Gabriela Adameşteanu
Begegnung. Roman.

Aus dem Rumänischen übersetzt
von Georg Aeschts.

Wieser Verlag, Klagenfurt 2018,
200 Seiten, 21,00 Euro.

Eine Erinnerung an das Pogrom vom 29. Juni 1941 in Jassy

Zeugen für die Zeugen

VON ROMANIȚA CONSTANTINESCU

Suzy Bernstein, Unternehmerin aus Washington D.C., beauftragt den Schriftsteller Cătălin Mihuleac, ihren Aufzeichnungen eine literarische Form zu verleihen. Sie erhofft sich dabei nichts Geringeres, als unsere (d.h. der Leser und Leserinnen) „Seelenfreundin“ zu werden. Dies steht so im Prolog des Romans „Oxenbergs & Bernstein“ (Originaltitel auf Rumänisch: „America de peste pogrom“, Iași 2014) des 1960 geborenen Jassyer Prosaautors Cătălin Mihuleac. Die Möglichkeiten der uns vertrauten literarischen Konvention des gefundenen Manuskripts werden hier voll ausgespielt: nicht nur, dass der Romanautor lediglich als Lektor und Herausgeber eines fremden Textes in Erscheinung treten möchte, sondern die Hauptfigur, Suzy Bernstein, eine Jassyerin, welche einen Amerikaner geheiratet hat, befindet sich selbst im Besitz einer Mappe mit Aufzeichnungen einer Überlebenden des Jassyer Pogroms vom 29. Juni 1941. Der Roman entsteht somit als eine Collage zweier Texte: die Geschichte der Auswanderung von Suzy Bernstein nach Amerika in den Neunzigern, angeblich stilistisch poliert von einem armen Schriftsteller, dessen Namen identisch mit dem des Romanautors ist, und die Erinnerungen aus der Zeit vor und während des zweiten Weltkrieges von Golda Oxenberg, Jüdin aus Jassy/Iași. Der Romantitel der deutschen Version, die Ernest Wichner zu verdanken ist, deutet auf diese zwei im Roman alternierenden Erzählstränge hin, und die Aufgabe des Lesers besteht darin, die Verbindung zwischen den Lebensgeschichten der zwei Erzählerinnen zu finden, welche sich denselben Schauplatz, die Stadt Jassy, im Osten Rumäniens, teilen. Von den beiden Geschichten ist eine fiktiv (die von Suzy Bernstein, welche auf dem Namen des Romanautors beruht), die andere aber dokumentarisch-authentisch (die Geschichte von Golda Oxenberg): Die literarische Konvention des vom Autor lediglich zu redigierenden, erhaltenen Originaltexts oder des gefundenen Manuskriptes dient hier nicht dazu, das Primat der Echtheit und Einheit der Aussagen zu beschwören, sondern dieses zu relativieren und auf das bloße Verhältnis zwischen Fiktion und historischer Wahrheit, zwischen fiktionalem und faktuellem Erzählen aufmerksam zu machen. Im Sinne des brechtschen Verfremdungseffektes ist der Leser quasi genötigt zu überprüfen, was wirklich in Jassy vor fast 80 Jahren stattgefunden hat. Denn viele Namen der Romanfiguren sind authentisch, ebenso wie die im Roman zitierten Statistiken und Dokumente.

Vor allem im Falle eines sehr sensiblen Themas wie dem des Holocaust ist die fiktive Rekonstruktion der

Ereignisse problematisch. Der Czernowitzer Dichter Paul Celan sprach sich eindeutig gegen eine Poetik des Schweigens aus, auch wenn er an der Kommunizierbarkeit des grauenvollen Geschehens zweifelte und diese nur in der Fähigkeit des Menschen zur grenzenlosen Empathie ermöglicht sah: Nur die Herzen werden den Gedanken das Wort reden können. Er verstand seine Pflicht als Zeuge des Holocaust darin, einen Dialog anzustreben, auch wenn dieser, mittels Dichtung, sich als eine ungewisse und riskante Begegnung erweisen würde. Auch wenn, wie er im Gedicht „Aschenglorie“ schrieb, „niemand für den Zeugen zeugt“. Selbst Augenzeugen haben an der Möglichkeit der Kunst, das Geschehen darzustellen, sowie an der Appellfunktion der Kunst gezweifelt und sich gegen eine läuternde Katharsis ausgesprochen.

Nun wird heute an den Holocaust nicht nur durch „moralische Zeugen“ erinnert, sondern auch durch „sekundäre Zeugen“ (Hartmann/Assman 2012). Als eine sekundäre Zeugin der grauenvollen Juninacht 1941 erweist sich Suzy Bernstein, welche sogar einen Historiker aufsucht, um besser verstehen zu können, was in ihrer Stadt damals passierte, da dies in keinem Lehrbuch steht und sie nichts davon weißt. Der Roman veranlasst den Leser, sich selbst auf die Suche nach der Wahrheit zu machen, die Fakten zu überprüfen, sich in die Gedankenwelt der Opfer hineinzusetzen, sich auszumalen, wie sie alles erlebt haben müssen. Cătălin Mihuleac selbst ist einer derjenigen, der sich dafür entschieden hat, für die Zeugen von damals zu zeugen. In Rumänien hat er eine Wende eingeleitet. Mehr als jedem anderen Geschichtsbuch ist es diesem Roman gelungen, Lügen aufzudecken und der Flucht aus der Verantwortung entgegenzuwirken.



Cătălin Mihuleac

Oxenbergs & Bernstein. Roman.

Übersetzt aus dem Rumänischen

von Ernest Wichner. Zsolnay

Verlag, Wien 2018, 368 Seiten,

24,00 Euro.

„Hadrian Viziru – sagte, es stinkt.“

VON TOBIAS LARENZ

„[W]ie eine faltige Haut zog sich das Zimmer über ihre düsteren Körper“ – mit solch eindrücklichen Bildern führt Ştefan Agopian den Leser in das finstere Herz eines totalitären Regimes kurz vor seinem endgültigen Zusammenbruch, mitunter führt er ihn aber auch gewaltig an der Nase herum. Der Roman des 1947 in Bukarest geborenen Autors, der als Klassiker der rumänischen Literatur gelten kann, verbindet in bemerkenswerter Weise ausschweifende Fabulierlust, derbe Komik und große Tragik. Dabei lässt sich seine Handlung nur schwer zusammenfassen: Im Mittelpunkt stehen der Geograf Marin Ioan und der Armenier Zadic, die im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts durch das Gebiet des heutigen Rumäniens streifen. Dabei begegnen ihnen Engel, der „Riesenvogel Odysseus“, ein „Kakodämon“, sie werden in ein Gefecht verwickelt und der Leser wird Zeuge eines „Kongresses der Pandidaktiker“. Den vom Realismus der deutschen Gegenwartsliteratur übersättigten Leser mag diese barocke Üppigkeit zunächst befremden, denn auf klare Handlungsverläufe und glaubhafte Figurenentwicklung wird er verzichten müssen. Was er im Gegenzug vorfindet, ist hochpotente Phantasie. In einigen Szenen des in der Phanariotenzeit angesiedelten Romans „herrscht eine kleistrige Basar-Hitze“ und „das Licht leckt über die Welt wie über ein Stück Halva“, aber das immer aufs Neue faszinierende historische Dekor jener Epoche, in der der Orient so nahe war, wird hier bei weitem nicht so stark ausgebaut wie in den anderen historischen Romanen Agopians oder wie etwa in Doina Ruştiş 2015 erschienenem Roman „Manuscrisul fanariot“. Der Text gewinnt so an Transparenz und die zeitgeschichtlichen Bezüge treten klarer hervor: Ein Spion adressiert mit peinlichem Pathos ein „Du“, in Formulierungen wie „Ich schreibe dir dies, auf dass du es weißt“ findet die Sprache totalitärer Führerkulte ihren Widerhall und zeigt sich in all ihrer Komik. Wenn ebendieser Spion jedoch anmahnt, dass „das Aufspießen, Hautabziehen, Zungenausreißen, Handabhacken, Augenausstechen sowie anderes [...] einmal durchgeführt werden müsste“, dann bleibt dem Leser das Lachen im Halse stecken. Eine von ihm erstellte „Liste derer, die sagten:“ – eine namentliche Aufzählung nach dem Muster „Radu Gaba – sagte, es ist nicht gut, Ghiţă Pănescu – sagte, es gibt kein Salz, Vasile Tobearcă – sagte, er hätte keine Beinkleider an, deshalb“ – kann gleichfalls als typisch für Agopians bitter-ironischen Umgang mit der tragischen Realität eines Überwachungsstaates gelten. Dass diese alles

andere als plumpe, aber doch sehr offenkundige Systemkritik den Zensoren im Jahr 1984 anscheinend entging, hätte geradezu ein Einfall Agopians selbst sein können. Besonders meisterhaft ist die hochkomische Karikatur eines Parteikongresses: Senile „Pandidaktiker“ führen hochtrabende Reden, die aber, ihrem offiziösen Ton zum Trotz, von ausgesuchter Banalität sind und zudem von der schwerhörigen Zuhörerschaft kaum verstanden werden. Agopian gelingt es dabei, die Quintessenz der politischen Geschichte des Totalitarismus in einzelne Szenen zu bannen: „Hier verschluckte er [der Redner] sich und konnte lange Zeit vor Husten nicht mehr sprechen, aber er hustete so schön, dass sie alle dachten, er redete weiter und nickten zustimmend mit dem Kopf. Als sein Husten endete, applaudierten sie“. Dabei verkommt der Roman aber keineswegs zu einem bloßen Vehikel von Systemkritik; mit seiner an Borges gemahnenden Zitierwut, der offensichtlichen Freude am Finden und Erfinden randständigster Autoren und Werke, dem Nebeneinander von schroffer Sprache und ingenioser Metaphorik erweist sich „Handbuch der Zeiten“ als dezidiert literarisches Kunstwerk. Der Leser erfährt, dass Galenus ein Schwefelbad nach dem Siege im Krieg empfiehlt, es wird auf den frühneuzeitlichen Universalgelehrten Athanasius Kirchner verwiesen, Bezüge zur Geistes- und Literaturgeschichte finden sich allenthalben. Dass Agopian immer wieder bekundet, eigentlich eher Lyriker zu sein, verwundert bei der Kraft seiner Sprache und ihrem Bilderreichtum nicht. Seine Unkonventionalität macht den Roman freilich zu einer mitunter verwirrenden und fordernden Lektüre, doch wer deren Zumutungen auf sich nimmt, der wird mit einer faszinierenden Leseerfahrung belohnt.



Ştefan Agopian
Handbuch der Zeiten. Roman.
Übersetzt aus dem Rumänischen
von Eva Ruth Wemme.
Verbrecher Verlag, Berlin 2018,
128 Seiten, 18,00 Euro.

„Wohnblockblues mit Hirtenflöte“

VON MARKUS FISCHER

Zwanzig Autorinnen und Autoren, von denen eine in Ungarn, neun in Rumänien und zehn in Deutschland geboren sind, haben zu dem in diesem Jahr im Verlag Klaus Wagenbach erschienenen Sammelband „Wohnblockblues mit Hirtenflöte“, der von der Berliner Literaturwissenschaftlerin Michaela Nowotnick und dem Münchner Historiker und Rumänisten Florian Kühner-Wielach herausgegeben wurde, eigene und bis dato unveröffentlichte Texte beigesteuert.

Der Untertitel der vom Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München geförderten Publikation lautet „Rumänien neu erzählen“ und erhebt damit einen doppelten Anspruch: neu sollen nicht nur die Texte sein, sondern auch ihre jeweilige Textur.

Mit Ausnahme der Temeswar-Impressionen von Noémi Kiss, die von Eva Zador aus dem Ungarischen ins Deutsche übertragen wurden, handelt es sich in dieser lyrischen und epischen Anthologie durchweg um Originalbeiträge in deutscher Sprache, bei zweien davon um Vorabdrucke aus Romanen: aus dem mittlerweile erschienenen Roman „Wasserzeichen“ von Eginald Schlattner sowie aus dem bisher unveröffentlichten Roman „Dr. Draculescu“ von Frieder Schuller.

Die in dieser Anthologie vertretenen Autoren gehören unterschiedlichen Generationen an. Altersdekan ist der 1933 in Arad geborene und heute im siebenbürgischen Rothberg/Roșia als evangelischer Pfarrer lebende Eginald Schlattner, der jüngste unter den hier vertretenen Autoren ist der 1987 in Karlsburg/Alba Iulia geborene Lyriker und Übersetzer Alexandru Bulucz, der momentan an der Goethe-Universität Frankfurt mit einer Arbeit über Wolfgang Hilbig promoviert.

Die lyrischen Texte der Anthologie nähern sich dem Land Rumänien und seinen Bewohnern auf unterschiedliche Weise. Jan Koneffke besingt in seinem allegorischen Gedicht „Bukarest“ die rumänische Hauptstadt in Gestalt einer heruntergekommenen Dame von Welt und widmet ein zweites Gedicht mit dem Titel „Vor Lust und Lebenswillen“ der Grande Dame der rumänischen Literatur Nora Iuga. Roland Erb kommt in seinem Gedicht „Beim Flug Otopeni-Schönefeld“ ins Sinnieren über ein „tostloses Land, in dem ich keinen Auftrag und kein Ziel hab“, wobei man nicht weiß, ob es sich hier um das Land des Abflugs oder der Ankunft handelt. Während Werner Söllner seinen Lesern und sich selbst zuruft: „Leg den Stift weg, es ist alles gesagt“, spürt Alexandru Bulucz „Madeleineaugenblicken“ am Schwarzen Meer nach und bringt die rumänische Moral mit der „Kältekompetenz der Waldfrösche“ in Verbindung. Jürgen Israel denkt die bei den Brüdern Grimm überlieferte Sage der „Kinder zu Hameln“, die in einer

Version dieser Geschichte vom Rattenfänger gar nicht ins Verderben, sondern in eine Höhle geführt werden, aus der sie in Siebenbürgen wieder herauskommen, lyrisch weiter, indem er die „Ankunft der Hamelner Kinder in Siebenbürgen“ mit der „Flucht der Siebenbürger Sachsen nach Hameln“ kontrastiert. William Totok bedichtet seine Großmutter sowie den sozialistischen Weltverbesserer Alois Simtsik, der den rumänischen König Ferdinand bei dessen Besuch in Großkomlosch/Comloșu Mare im Jahre 1923 partout nicht sehen wollte und stattdessen seinen Garten umgrub.

Die in der Anthologie abgedruckten Prosatexte gehören unterschiedlichen Gattungen an. Elke Erb führt in ihren Tagebuchaufzeichnungen ein literarisches Gespräch mit dem 1977 in Bukarest erschienenen Buch „Die Deutschen über die Herkunft der Rumänen“ von Ion Hurdubețiu, während Tanja Dückers ein besonderes Erlebnis auf einer Lesereise durch Rumänien erzählt. Carmen-Francesca Banciu fasst Familienerinnerungen unter dem an Novalis gemahnenden Titel „Blütenstaub und Diamanten“ zusammen, während Elmar Schenkel Gespräche mit seinem Kater Mircea aufzeichnet, der wie E.T.A. Hoffmanns Kater Murr sprechen kann und immer den Satz schnurrt: „Rumänien liegt im Herzen, nirgendwo sonst.“ Joachim Wittstock erinnert an den Gründer des Kronstädter Sanatoriums Doktor Tartler, während Franz Hodjak am Beispiel des deutschstämmigen Stadtnarren Max, der sich weder als Deutscher noch als Rumäne, sondern als Ire fühlt, die aus dem Heimatverlust resultierende Desorientierung aufzeigt. Sogar ein Interview der Mitherausgeberin Michaela Nowotnick mit Ingo Schulze, dessen Großvater Anfang der Zwanzigerjahre nach Rumänien zog, ist in diesen Erzählband über Rumänien mit einbezogen.

Zu den interessantesten und lesenswertesten Beiträgen der Anthologie zählen die umfänglichen Aufzeichnungen Uwe Tellkamps von einer Rumänienreise im Juni 2011 sowie der Vorabdruck von Frieder Schullers Romankapitel „Bogdanowka Heiligabend“, das die Erinnerung an das Vernichtungslager im damals rumänisch besetzten Gouvernament Transnistrien bedrückend wachruft.



**Michaela Nowotnick,
Florian Kühner-Wielach (Hg.)**
Wohnblockblues mit Hirtenflöte. Rumänien neu erzählen.
Verlag Klaus Wagenbach, Berlin
2018, 240 Seiten, 13,90 Euro.

Sezierte Realität in Bildern

VON EDITH OTTSCHOFSKI

Der Blick wird gelenkt auf die kleine Schere, die der dunkel gewandete Herr mit weißem Spitzenkragen in der „Anatomiestunde des Dr. Nicolaes Tulp“ von Rembrandt in den Händen hält. Ein zweiter Herr mit Halskrause – eine Zeichnung in der Hand –, schaut leicht abwesend am Betrachter des Bildes vorbei. Dieser vielsagende Ausschnitt befindet sich auf dem Buchcover des Gedichtbandes von Emil Hurezeanu, der den Titel der Malerei aufgreift und „Die Anatomiestunde“ heißt. Er ist 2018 anlässlich der Leipziger Buchmesse im Pop Verlag erschienen.

Sein Autor, der zurzeit Botschafter Rumäniens in Berlin ist, war in frühen Jahren der Poesie zugeneigt und stellt nun seinen 1979 in Klausenburg/Cluj-Napoca veröffentlichten Band in der deutschen Übersetzung von Georg Aeschl vor. Es ist ein Band mit intertextuellen und künstlerischen Bezügen nicht nur zu Rembrandt sondern auch zur griechischen Mythologie, zur Geschichte, zur Wissenschaft und zur Politik. Manchmal leuchtet eine Verliebtheit in die eigene Jugend zwischen den Zeilen („Jugendportrait des Künstlers“) hervor, manchmal ergießen sich die Gefühle in Verse („Bildnis der Mädchen im Schatten“), was geflissentlich metatextuell erwähnt wird. Aber vor allem auch sind es Texte, die sich mit der Vergänglichkeit des Lebens und dem Tod befassen.

Dabei geht Hurezeanu impressionistisch vor, anschaulich schildert er seine disparaten Eindrücke, bringt den Zweig jungen Blutes im Rasierschaum mit dem Frühling in den frischen Bäumen in Verbindung, den Vogel des Abends mit den Jahreszeiten in uns, einem blühenden Obstgarten gleich oder aber ehrt er eine Fliege anlässlich einer Liebesnacht. Ganz nahe ist stets der Bezug zur Malerei, nicht nur in den Titeln, ein weiteres Kapitel heißt „Nachtwache“. Einzelne Gedichte heißen „Alter italienischer Kupferstich“, „Landschaft mit Gedanken“ oder aber „Interieur mit Liebe“.

Der Gedichtband hat drei Kapitel, „Abendwache“, „Nachtwache“ und „Morgenwache“ und er enthüllt die Gedanken eines jungen Mannes, der Bilder findet „rund um diesen Augenblick“ – es ist die damalige Zeit in Rumänien, die zur Sprache kommt „Großmutterns Liebe / Das Foto des Gymnasiums von Schässburg“ –, der Vivaldi und Proust mag und all das in Gedichte gießt, die nachher nicht mehr dieselben sind, wenn man sie alleine liest. Manchmal sind es Anlassgedichte, wie zum Beispiel „Fotografie“, das wohl beim Betrachten des Bildes entstanden ist. Etwas verwunderlich ist, dass das gleiche Gedicht nur leicht verändert mit einem anderen Titel „Einer Rothaarigen mit Sommersprossen“ danebensteht. Die Melancholie durchzieht es jedoch, wie auch andere Poeme über die Jugend. Manchmal

sind es Liebesgedichte, kleine Meditationen oder einfach nur Sammelsurien von Eindrücken, mit zuweilen pathetischen Bildern: „Vergiss jetzt wein nicht mehr vergiss / dass sich dann die Großartigkeit des Schmerzes zeigt / wenn unterm Ochsenziemer das Menschenfleisch / geziemend klafft und wenn / die Reisenden ihre zerfetzten Fußsohlen hingebungsvoll / mit ihren eigenen Adern umwickeln“.

Manchmal fehlen den Gedichten die Titel, dann stehen anstelle der Titel nur drei Sterne oder sie hören mitten auf der Seite auf und gehen unvermittelt auf der nächsten Seite weiter, sodass die Trennungen der einzelnen Texte nicht so klar sind und dem Buch einen Hauch von einem inneren Monolog verleihen, der dem Autor existenziell wichtig ist. Nicht umsonst schreibt er: „Abends, wenn du über das grüne Gras läufst / Muss du wissen, dass im Herzen / Das Blut sein Gedicht schreibt, Dass die offenen Augen in Liebesnächten / Bilder geben, losgelöst vom Wort / Und allein der Kuss uns erlösen wird“. Manchmal sind die Texte jedoch kryptisch und folgen wohl geheimnisvollen Gedankengängen, sodass man als außenstehender Leser nicht immer alles nachvollziehen kann.

Emil Hurezeanu hat ein ereignisreiches Leben vorzuweisen, der Autor, Publizist und Politologe war Herausgeber der Tageszeitung *România Liberă* in Bukarest sowie zeitweilig Intendant des TV-Senders Digi24, so seine Kurzbiographie. Neben verschiedenen Preisen hat er auch mehrere Bücher veröffentlicht, zuletzt „Cutia Neagră“ („Die Black Box“, 1997). Georg Aeschl, sein Übersetzer und der Autor der Nachbemerkung, spricht von Mut, dass Hurezeanu seine lyrische Vergangenheit aufleben lässt und schätzt vor allem die Realien, mit denen die Gedichte gespickt sind und seine Authentizität.

Denn wie des schwarz gewandeten Herren mit der Schere auf dem Buchcover, ist der Blick Hurezeanus in seinen Gedichten genau, er sezirt die Realität und bringt sie kunstvoll zur Sprache.



Emil Hurezeanu
Die Anatomiestunde. Gedichte.
Aus dem Rumänischen von
Georg Aeschl. Pop Verlag,
Ludwigsburg 2018, 86 Seiten,
16,50 Euro.

Die Lyrik der Mutterschaft

VON PETRA OLOSZ

Der von Ioana Nicolaie 2005 auf Rumänisch veröffentlichte Roman „Der Himmel im Bauch“ ist eine Sammlung von kurzen, mitreißenden Erzählungen, die ein in der Literatur selten aus der Ich-Perspektive behandeltes Thema betrachten. Das Buch ist ein ungeschöntes biografisches Zeugnis einer mutigen Frau, die ihr seltsames, jedoch vollkommen nachempfindbares Seelenleben angesichts des zutiefst aufwühlenden Abenteuers der neun Schwangerschaftsmonate in Form eines lyrischen Tagebuches der Außenwelt offenlegt.

Bereits die ersten Kapitel des Buches überraschen den Leser durch die unmittelbar spürbare Aufgeschlossenheit und Ehrlichkeit einer werdenden Mutter im Umgang mit ihren tiefsten Gedanken und Gefühlen. Die Ich-Erzählerin offenbart die ungeschönte Realität mit der sich eine schwangere Frau konfrontieren muss. Somit stellt sie zu Beginn ihrer Schwangerschaft und zugleich ihres Tagebuches beängstigt fest, dass sie nun einen ganz neuen Weg begehen würde, für den sie sich nicht richtig vorbereitet fühlt: „Ich bin unsicher, als würde ich gerade erst laufen lernen.“ Es handelt sich offensichtlich um keine Glorifizierung der Schwangerschaft, sondern um eine genuine Schilderung der Schwierigkeiten, denen eine werdende Mutter Tag für Tag begegnet. Durch eine besonders metaphorische Ausdrucksweise dokumentiert die Autorin die regelmäßigen Arztbesuche und Untersuchungen und legt dem Leser freimütig offen, wie sie mit konkretem Leid, Müdigkeit, Übelkeit und Erbrechen umgeht. Die Ich-Erzählerin beobachtet hin und wieder auch andere schwangere Frauen in der Praxis oder in der Stadt. Manchmal fühlt sie sich selbstsicher und es kommt ihr vor, als wären sie Alle gleich. Meistens spürt sie jedoch ein gewisses Unbehagen, muss zur Beruhigung tief in die Brust atmen um das Gefühl zu haben, dass sie auch in die Reihe passt.

Gelegentlich führt die werdende Mutter innige Gespräche mit ihrem ungeborenen Jungen und beobachtet verantwortungsbewusst und liebevoll dessen beschleunigtes Wachstum. Gleichzeitig verstärkt sich ihre Wahrnehmung in Bezug auf ihren eigenen Körper. Sie beobachtet physische sowie physische Veränderungen und bringt sie mittels einer poetischen Sprache fantasievoll zum Ausdruck. Obwohl dem Leser durch raue und direkte Emotionen ein authentischer Einblick in die Innenwelt der Erzählerin gewährt wird, entsteht durch die feine lyrische Stimmung und Mehrdeutigkeit der kurzen, verschlüsselten Sätze eine gewisse Distanz zur Außenwelt. Es entwickelt sich eine enge pränatale Mutter-Kind-Beziehung, wobei die mit dem Muttergefühl verbundene schützende Kraft und die reine, bedingungslose Liebe zu dem noch ungeborenen Jungen in dem gesamten Buch omnipräsent sind.

Die Autorin setzt sich stellenweise auch mit dem postkommunistisch geprägten Lebensstil der Bewohner der rumänischen Hauptstadt kritisch auseinander. Gerade weil sie selbst die Zeit nach dem Zusammenbruch des Ceaușescu-Regimes intensiv miterlebt hat, schafft sie es durch Distanzierung, die Essenz jener Lebensweise prägnant auf den Punkt zu bringen. Sie beschreibt zunächst ihre eigene Jugend und das Leben als Mutter im Sozialismus. Im Rahmen der großen Ambition des Diktators, die Geburtenrate zu erhöhen und die Abtreibung per Gesetz um jeden Preis zu verbieten, wurden die Frauen im Gesamtzusammenhang als untergeordnete Gebärmaschinen betrachtet: „Wir waren zukünftige Frauen und hatten Kinder zur Welt zu bringen.“ Die Konsequenzen der in der Ceaușescu-Ära getroffenen, brutalen Maßnahmen für eine totale Überwachung und Repression des Volkes sind, wie aus dem Tagebuch hervorgeht, noch heute spürbar. Die Ich-Erzählerin spricht von dem bedrückenden Leben im Plattenbau und von den Nachbarn, die permanent Bescheid wissen würden, was man in den eigenen vier Wänden tue: „Wir wohnen in unserem Wohnblock wie im Auge eines Regisseurs.“ Nicolaie schildert auf eine ebenso genuine wie poetische Weise die Realität einer postsozialistischen Gesellschaft, die von Nachrichten lebt und sich von Aberglauben und Vorurteilen nur mühsam befreien kann.

Der Roman kann als eine authentische Suche nach der eigenen Identität im Rahmen einer der wichtigsten Phasen im Leben einer Frau, der Mutterschaft, gelesen werden. Eng verwoben mit jener Suche sind vor allem die intimsten Ängste und tief verankerten Erinnerungen an die Erfahrungen im Kommunismus. Es stellt sich die Frage, in welchem Maße sich eine in einem diktatorischen Staat aufgewachsene Frau von der Gesamtheit der traumatischen Erfahrungen im Kontext eines autoritären Regimes lossprechen und eine von der Vergangenheit losgelöste, unversehrte Gegenwart „gebären“ kann.



Ioana Nicolaie
Der Himmel im Bauch. Roman.
Aus dem Rumänischen übersetzt
von Eva Ruth Wemme.
Pop Verlag, Ludwigsburg 2018,
176 Seiten, 18,50 Euro.

Das Leben nach innen und außen

VON SABINA DE CARLO

„Auf der Terrasse leuchten die Flammen der Heizpilze. An ihnen hängen Trauben von Menschen mit schönen Klamotten und zerzausten Seelen. In diesem Meer von Hoffnungslosigkeit, dem Control unserer Jugend.“ (S.51) Cristina ist Anfang dreißig und begegnet dem Leben mit der Frage, wie es eigentlich geht zu leben? Sie schwankt zwischen Genervtheit, Panik vor Entscheidungen und der überbordenden Sehnsucht lieben zu dürfen. Ihr Leben in Bukarest könnte auch woanders sein: ein uninteressanter, aber leidlich gut bezahlter Job am Empfang einer Baufirma mit gelegentlichen Aufgaben als Übersetzerin, ihrem eigentlichen Beruf; ein kleines Appartement, eine Fernbeziehung, eine gute Freundin, die Mutter lebt und arbeitet in Spanien. Die engsten Beziehungen sind letztlich die am wenigsten greifbaren, jeder entscheidet für sich. Alle übrigen Menschen bleiben irritierend befremdlich bis unsympathisch in ihrem Verhalten. „Ich fühle Gift durch meinen Körper fließen, acht Stunden am Tag.“ (S.22)

In Lavinia Braniştes neuem Roman „Null Komma Irgendwas“ (rum. „Interior zero“) sieht die Protagonistin dem Leben zu, suchend, was ihr Eigenes sein könnte. Sie ist diejenige mit der Durchwahl Null am Empfang, immer bereit, jemand zu empfangen, aber niemand bei dem man bleibt. Sie beobachtet akribisch, was um sie herum passiert, argwöhnisch, ihr Urteil ist scharfsinnig. Und sie leidet, weil sie scheinbar unlösbar mit ihrer Umgebung verbunden ist. „Meine Kraft schwankt je nach Stärke der anderen.“ (S.91) Vorgänge und Ereignisse, Geräusche und Gerüche werden so detailliert registriert, dass man immer direkt neben der Protagonistin steht oder geht, ob man will oder nicht. Man begleitet sie durch die Straßen und riecht den heißen Asphalt, sitzt in ihrer Wohnung und nimmt die feuchte muffige Luft aus dem Bad wahr. Man hört das Knallen von Türen im Büro, steht mit ihr verloren in den Gängen des neu eingeweihten Gartencenters und kauert mit ihr vor einem Supermarkt, vor dem sie aus Übelkeit zusammensinkt. Manchmal werden Dinge geschildert, die einem uninteressant erscheinen, was tun sie zur Sache? Dafür ist man an jeder Stelle direkt vor Ort, ein fast filmischer Effekt. Für den Leser entsteht damit auch der potentielle Konflikt: man wird wütend, ungeduldig, traurig, man schwankt zwischen Verstehen und dem Wunsch, den inneren Protest der Protagonistin gegen Ungerechtigkeit und Ärger zu unterstützen, ihn nach außen zu kehren.

Erzählt wird aber nicht nur die Suche einer jungen Frau wonach sie sich überhaupt sehnen könnte. Im Subtext steht die jüngere Geschichte Rumäniens. Sie wird

selten direkt verhandelt, eher beiläufig und ist doch immer präsent: wenn Cristina ihren Alltag in Bukarest zwischen überbelegtem Wohnraum und einem Job in einer ständig bedrohten Firma schildert, einen Kollegen, der ihr gegen Geld und andere Zuwendungen eine Parteimitgliedschaft anbietet oder den Besuch des im Kommunismus berüchtigten Gefängnisses Jilava. Es ist, als gäbe es nur zwei Möglichkeiten, der eigenen Herkunft zu begegnen: zu bleiben und sie zu ertragen oder zu gehen und sich ihr zu entziehen. Für Cristina scheint es keinen Fluchtpunkt zu geben. Die Wahl und das Angebot ihrer rührend besorgten Mutter, ihr nach Spanien zu folgen, wo die Menschen es doch viel besser verstehen zu leben, schlägt sie aus. Sie bleibt zu Hause, erträgt es und wartet.

„Null Komma Irgendwas“ verlangt dem Leser durchaus Durchhaltevermögen ab, bei der Protagonistin zu bleiben und sie in ihrer Gefangenheit zu begleiten. Zugleich ermöglicht die Geschichte an vielen Stellen, verlangt es vielleicht sogar, dass man versucht zu verstehen, warum eine junge Frau in einer großen modernen Stadt nicht so leben kann, wie sie gerne würde und nicht einmal weiß, wie das aussehen könnte. Damit stellt der Band eine nicht triviale Generationenfrage. Und sie berührt die Frage nach der Perspektive einer Gesellschaft, die langsam anfängt die eigene Geschichte nicht nur als Schicksal zu sehen, sondern als etwas, dem man sich aussetzen muss, um nicht davon bestimmt zu werden. Als bester rumänischer Roman wurde „Interior zero“ 2016 mit dem „Nepotul lui Thoreau“ Preis ausgezeichnet. Die Übersetzung zur Leipziger Buchmesse 2018 von Manuela Klenke ist in weiten Teilen gelungen, ein etwas sorgfältigeres Lektorat hätte einige Übersetzungsfehler korrigieren können.



Lavinia Branişte
Null Komma Irgendwas. Roman. Aus dem Rumänischen von Manuela Klenke. Mikrotex Verlag, Berlin 2018, 288 Seiten, 21,99 Euro.

Fiktionales Nimmerland

VON EDITH OTTSCHOFSKI

Ist es das Nimmerland Peter Pans, das der in Bukarest geborene Radu Găvan mit seinem Buchtitel „Neverland“ aufgreift? Eine fiktionale Insel, auf der man nicht erwachsen werden muss? Der Autor legt dies seinen Lesern nahe in seinem zweiten, preisgekrönten Roman, der 2015 in Rumänien erschienen ist und nun im Pop Verlag in der deutschen Übersetzung von Edith Konrad vorliegt.

Nach seinem Studium des Bauwesens hat Radu Găvan Psychologie studiert. Sein erster Roman „Exorcizat“ („Exorziert“) ist 2014 erschienen und wurde mit dem Debüt-Preis des Rumänischen Schriftstellerverbandes ausgezeichnet. 2017 veröffentlichte Găvan bereits seinen dritten Roman „Diavoli fragili“ („Fragile Teufel“).

Aufgeteilt ist dieser nun erstmalig auf Deutsch erschienene Roman in zwei Teile, die leider englisch überschrieben sind als „Wonderland“ – der Hauptteil, mit 38 Kapiteln – und einem Epilog mit dem Titel „Neverland“.

In einer einfachen aber mitreißenden Sprache wird er mit einer gewinnenden Liebeserklärung als Zwiegespräch eröffnet. Anton Banta, die Hauptgestalt, ein junger Literaturprofessor an der Universität umwirbt damit seine Frau Magda: „Ich schmiege meine Wange an deine und schließe dich in die Arme. Wenn unsere Finger sich verschränken, weiß ich nicht mehr, wer ich bin. / *Du bist da und ich kann mich endlich aus der Finsternis erheben.*“

Doch das so schön beschriebene Anschmiegen findet nur im Traum statt und gleich im nächsten Abschnitt wird dem Leser die ganze Tragik bewusst: „Seit du weg bist, ziehe ich mich in mich zurück. Ich tue nichts anderes mehr, als zu schrumpfen.“ Einen Halm Hoffnung gibt es jedoch noch: „Ohne Letiția wäre ich schon längst verschwunden“, erfährt man und vermutet, dass es die gemeinsame Tochter ist.

Es lohnt sich, dem Erzähler Schritt für Schritt zu folgen, weil das Buch entlang der knappen Kapitel, die teils aus der Perspektive der Hauptperson geschrieben sind, teils aus der Perspektive einer Nebenperson, die nach und nach immer konturierter und wichtiger wird, sich als immer spannender erweist. Die Nebengestalten werden nur mit Vornamen eingeführt, es gibt da einen Robert, einen Ionuț und einen Luis, dazu noch eine klischeehaft böse Schwiegermutter. Ich würde auch dringend vom Lesen des Klappentextes abraten, um sich beim Lesen die Freude am Erraten der Zusammenhänge zu bewahren.

So ist es auch schwierig, das Buch zu rezensieren, ohne zu viel vom Ende zu verraten. So viel sei jedoch gesagt, dass man Anton Banta in seinem alltäglichen Leben als alleinerziehendem Vater folgt. Er wohnt in

einem ärmlichen Wohnblock, in einer Gegend, die von einer mafiosen Kiezgröße beherrscht wird, namens Luis. Letzterer hat einen Sohn mit schriftstellerischen Ambitionen, für den er einen Lehrer oder gar Mentor sucht. Anton hat eine zarte und innige Beziehung zu seiner Tochter Letiția, die sein ein und alles ist. Für sie würde er alles tun.

Parallel dazu flicht Găvan eine zweite Lebensgeschichte ins Romangeschehen, im Wechsel mit der Hauptgeschichte. Dabei geht es um einen Jungen, der auch aus prekären Verhältnissen stammt und missbraucht wird. Nach und nach nimmt diese Nebengeschichte immer mehr Raum ein und greift in die Hauptgeschichte über.

Von einer langsam und recht heiter dahinfließenden Erzählung, wenn man mal vom tragischen Hintergrund Erlebnis absieht, gewinnt der Text immer mehr an Rhythmus und Spannung. Zuweilen wird er von Traumsequenzen und den Zwiegesprächen mit Magda unterbrochen. Zwischendurch gibt es auch eine metaliterarische Klammer, in der vom Rezept für einen guten Roman gesprochen wird. Immer wieder wird die selige Beziehung zu Letiția thematisiert, die den Sinn von Antons Leben ausmacht.

Interessant ist der Roman dann, wenn man die meist nur durch Vornamen bezeichneten Gestalten ergründet und ihre Zusammenhänge entdeckt. Wie sich die Lebensgeschichten verweben, macht den Reiz des Buches aus.

Leider wird die Handlung aber zum Schluss hin so unglaublich und mündet in einem völlig unmotivierten Showdown, sodass die letzten Kapitel ganz aus dem realistischen Duktus ausscheren. So lässt sich der Titel des Romans vielleicht auch erklären, dass man schließlich in einem Nimmerland vor einem moralischen Zeigefinger aufwacht. Das ist etwas schade.



Radu Găvan

Neverland. Roman. Aus dem Rumänischen von Edith Konrad. Pop Verlag, Ludwigsburg 2018. 182 Seiten, 18,50 Euro.

Ein komisch-lakonischer Roman über eine Kindheit in Siebenbürgen

„Stalin mit dem Spaten voran / Schreitet fröhlich die Gräber entlang ...“

VON INGRID BALTAG

Die behütete Kindheit des Adrian spiegelt sich in einem kleinen aluminiumglänzenden Flugzeug wider, mit dem der in eine Arztfamilie hineingeborene Junge in seiner Kindheit spielt. Das kleine Flugzeug wird zur Metapher: Sein Absturz markiert nicht nur das Ende einer Lebensfreundschaft zum früh verstorbenen Schulkameraden Răzvan. So wie das kleine Spielzeugflugzeug zunächst seinen Piloten verliert und dann verloren geht, so verläuft auch die Geschichte des Protagonisten und der rumänischen Gesellschaft, in der dieser lebt. „Irgendwann habe ich es verloren. Oder es hat mich verloren.“

Der Roman setzt in diesem magischen Moment der Kindheit ein und erzählt anekdotisch eine Kindheit in einer siebenbürgischen Stadt, dem idyllischen Reghin, Stadt der Geigenbauer, über das der Autor Radu Țuculescu, Schriftsteller und Geiger, in Gesprächen über sein Buch berichtet. Doch der Autor ist sich bewusst, dass alles Erinnern einem komplizierten Mechanismus des Gedächtnisses unterworfen ist: „Seltsam, der Mensch und sein Gedächtnis. Als würde er sich in diesem sinnlosen Durcheinander des Lebens, für das es keine Erklärung gibt, nur zufällig erinnern, ohne jeden Plan.“

Die Handlung beginnt im Jahr 1953, als Stalin starb und ein leichtes Aufatmen die Menschen allzu schnell hoffen ließ, dass sich die politische Lage hinter dem Eisernen Vorhang bessern würde. Mit ironischer Distanz fängt die Atmosphäre eine Zeit der zerborstenen Hoffnungen ein. „Ich glaubte, dass sich in der Kiste kleine Zwerge von der Größe eines Däumlings versteckten, die den ganzen Tag redeten und sangen. [...] An diesem Morgen sprachen die Zwerge mir ernster, weinerlicher Stimme und spielten langsame traurige Musik. Ein Mann war gestorben, den man Stalin nannte. Mir kam der Name bekannt vor, ich hatte ihn schon im Haus oder zwischen den Holzstapeln gehört.“ Kurz darauf veranstalten seine Eltern ein kleines Fest, „mitten in der Woche.“

Fröhlich naiv besingt der fünfjährige Adrian Stalin, vermischt Aufgeschnapptes mit den Kirchenliedern seines religiösen Vaters. So konturiert sich die kleine Welt, zunächst das Elternhaus mit ihren Freunden und Besuchern, dann das Krankenhaus, in dem der Vater als Arzt arbeitet, die Schulkameraden, die Lehrer, die Roma, die Felder, Wiesen und Hügel der Umgebung. Momente der Komik durchziehen den Text. Das Lied um Stalin und die Gräber, die Besuche des homosexuellen gerade aus der Haft entlassenen Freundes der Eltern, der Dichter Pintea, sind Chiffren für die Unterdrückung und Verfolgung.

Der Hass, den alle Intellektuellen nach 1950 erfahren mussten, wird in einer der besten Szenen des Romans erzählt. Im Spital besucht der kleine Adrian seinen Vater, um ihm wie gewohnt das Mittagessen zu bringen. Der

Hauswart am Empfang ist ein Subjekt, das narrativ zum Prototypen des rumänischen „Proletkultisten“ erhoben wird. Die geglückte Szene ist eine der längsten im Buch. Das Porträt des Vaters und der gewaltige Zusammenprall mit der neuen „Proletkult-Generation“, die die Geschichte des Landes von nun an leiten sollte, gehören zu den besten Szenen des Buches.

Im Laufe der Erzählung verbinden sich die Episoden miteinander und ein „dann wurde ich ein bisschen älter“ strukturiert seine Zeitsprünge, die die verschiedenen Etappen der Kindheit und der Jugend verbinden.

In einer parallelen Handlung wird die gesellschaftliche Misere nach 1989 als tragisches Kammerstück geschildert. Ein vom Leben und von der Geschichte „gezeichneter“ Held mit einer Narbe unter dem Auge ist ein von fast allen(m) Verlassener, ein musikalisch gebildeter Mann, der selbst nicht mehr lieben kann. Es ist der erwachsen gewordene Adrian. Verlassen von seiner nach Spanien ausgewanderten Ehefrau, mit den spätpubertären Problemen seiner Tochter konfrontiert, lässt er sich vom Leben treiben. Mit einer an der Tür klingelnden Kunstalbenverkäuferin im Alter seiner Tochter bandelt er an. Kunstvoll ist dieses Leben nur noch beim Sex.

Das dem Roman vorangehende Motto von Isaak Babel gilt als doppelter Verweis: auf die Literatur und auf die Tragik des Stalinismus. Babel gilt als einer der wichtigsten Prosaautoren und wurde bekanntlich auf Stalins Befehl erschossen.

Alles in Allem ist der Roman ein unterhaltsames minimalistisches Gemälde dessen, was Stalinismus in Rumänien in den Herzen der Familien bedeutete und welche Folgen die rumänische Gesellschaft bis heute deswegen zu erleiden hat. Das überraschende Finale ist nur die logische Konsequenz einer auf kollektiven Selbstmord angelegten Geschichte.



Radu Țuculescu
Stalin, mit dem Spaten voran. Roman. Aus dem Rumänischen von Peter Groth. Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2018, 255 Seiten, 24,00 Euro.

Zuflucht im Geist als Überlebensstrategie

VON MARIA IROD

Mit ihrem Dokumentarroman leistet die 1957 in Arad geborene und seit 1989 in Deutschland lebende Eva Filip einen wichtigen Beitrag zur Aufarbeitung der Verbrechen des kommunistischen Regimes in Rumänien. Der Titel „Nichtschweigen“ ist Programm: Die Versprachlichung der an abertausenden politischen Häftlingen verübten Gräueltaten ist eine notwendige Arbeit gegen das Vergessen, die den jüngeren Generationen die Mechanismen menschenverachtender, totalitärer Herrschaftsformen bewusst machen und sie für die Werte der Demokratie, der Menschlichkeit und des kritischen Denkens sensibilisieren sollte.

Das im Berliner Klak Verlag erschienene Buch mit seiner panoramaartigen Darstellung des rumänischen Repressionsapparates der 1950er und 1960er Jahre und seinem spannenden Erzählfluss eignet sich hervorragend als Einführung in ein im Westen immer noch zu wenig bekanntes Kapitel der osteuropäischen Geschichte. Aufschlussreich sind auch das Nachwort der Autorin, ihre Anmerkungen zu den zeittypischen, rumänischen Begriffen sowie der kurze Überblick auf die politische Repression im kommunistischen Rumänien, der vom Verleger, dem Historiker Jörg Becken stammt.

Der hohe Authentizitätsgrad und die glaubwürdige Darstellungsweise sind darauf zurückzuführen, dass Filip's Roman im Grunde die Verarbeitung einer Zeitzeugengeschichte ist. Dabei wird das Faktische in eine epische Fiktion eingeschmolzen, die ein detailreiches und einprägsames Bild vom Alltagsleben in den Strafvollzugsanstalten des kommunistischen Regimes bietet. Im Nachwort gesteht die Autorin, dass ihr Romanprojekt in Folge der Gespräche mit dem Musikwissenschaftler Johannes Waldmann entstanden ist, der in den schlimmsten Jahren der kommunistischen Diktatur in rumänischen Gefängnissen inhaftiert war. Die fiktive Ich-Figur trägt seine Züge und das in Form eines auf Genauigkeit bedachten und dem Motto des Nichtschweigens verpflichteten Lebensberichtes verfasste Buch dokumentiert seine Leiderfahrungen in der Untersuchungshaft, in den Gefängnissen Deva und Gherla und im Arbeits- und Vernichtungslager am Donau-Schwarzmeer-Kanal.

Die Erzählung wird streng chronologisch gehalten, ohne assoziative Sprünge, Verzweigungen oder mehrschichtige Erzählebenen und mit minimaler Abweichung von der konkreten Geschehniswiedergabe. Der Roman setzt ein mit der Verhaftung des Ich-Erzählers im Frühjahr 1958 und reicht bis zu dessen Entlassung drei Jahre danach. Den historischen Hintergrund bildet der ungarische Aufstand im Herbst 1956, dessen Aufbegehren gegen die sowjetische Besatzung und die kommunistische Willkürherrschaft auch in Rumänien, vor allem im

Westen des Landes, einen starken Widerhall fand. Daniel Stein, ein feinfühler und musikalisch interessierter junger Mann, der aus einer bürgerlichen jüdischen Familie in Arad stammt, studiert Chemie am Polytechnischen Institut Temeswar/Timișoara und steht gerade vor dem Abschluss, als er ohne Erklärung während einer Sprechstunde bei seinem Lieblingsprofessor verhaftet wird. Das ist der Beginn eines Karussells an absurden Anschuldigungen, Folterungen und Einschüchterungen. Daniel Stein wird zunächst der Verheimlichung von volksfeindlichen Handlungen bezichtigt und weil er sich weigert, die angeklagten Straftaten zuzugeben und seine Bekannten zu denunzieren, werden ihm unter fadenscheinigen Gründen weitere regimefeindliche Vergehen unterstellt. So wird er etwa wegen seiner Englischkenntnisse der Spionagetätigkeit im Dienste des amerikanischen Imperialismus beschuldigt. Steins Schicksal ist exemplarisch für die Leidensgeschichten der damaligen politischen Häftlinge, die den Willkürverfahren eines skrupellosen Repressionsapparates ausgesetzt waren. Seine Erlebnisse sind mit denen anderer Figuren verwoben. Unter ihnen befinden sich auch Fiktionalisierungen von realen Personen wie der siebenbürgisch-sächsische Musiker Erich, mit dem der Ich-Erzähler in Periprava eine enge, auf der gemeinsamen Liebe zur Musik beruhende Freundschaft schließt und dessen Vorbild der Dirigent Erich Bergel ist.

Die Schilderung der alltäglichen Grausamkeiten wird oft von Gesprächen über Kultur und Spiritualität unterbrochen. In ihrer existenziellen Grenzsituation flüchten sich die Häftlinge in eine Parallelwelt der Schönheit und des Geistes, wo sie die Schergen nicht erreichen können. Die Botschaft dieses Berichtes aus der Hölle ist eigentlich optimistisch: Nur Geist und Bildung vermögen den Menschen vor den verheerendsten Folgen eines Lebens in Unfreiheit zu bewahren. Auch wenn die literarische Sprache eher konventionelle Wege beschreitet und der erzählerische

Duktus mitunter altväterlich wirkt, bleibt Eva Filip's Roman eine wertvolle moralische und dokumentarische Leistung und als Leser kommt man kaum umhin von den dargestellten Schicksalen der Opfer angerührt zu werden.

Eva Filip
Nichtschweigen. Im rumänischen Gulag. Roman. Klak Verlag, Berlin 2018, 334 Seiten, 16,90 Euro.



Euphorie für den Kommunismus bis in den Tod

VON SILVIA PETZOLDT

Das aktuelle Buch der in Berlin lebenden Autorin Carmen-Francesca Banciu beeindruckt mit einem voluminösen inneren Monolog anlässlich der letzten Lebensstunden des Vaters. Banciu, 1955 in der multiethnischen Banater Kleinstadt Lipova/Lipova geboren, wurde in den 1980er Jahren in Rumänien mit einem Publikationsverbot belegt. Seit 1991 als freischaffende Autorin und Dozentin für Kreatives Schreiben arbeitend, wählte sie das Deutsche als Literatursprache. Die kommunistische Vergangenheit Rumäniens, eines der wichtigsten Themen ihrer in Deutsch erschienenen Bücher, ist auch Kern von „Lebt wohl ihr Genossen und Geliebten!“, das anhand von Erinnerungen auf das Vater-Tochter-Verhältnis und die zahlreichen Geliebten des Vaters reflektiert.

Ausgangspunkt der Erinnerungen ist der Verkehrsunfall des 87-jährigen rumänischen Patrioten. Nach monatelangem Schweigen ereilt die Nachricht Maria-Maria in Berlin über einen Anruf einer seiner Geliebten. Der Anfang für das Abschiednehmen innerhalb der erinnerten Kindheit ist gesetzt.

Sich gerade von einem Unfall erholend, beschließt die Protagonistin erst einige Wochen später nach Bukarest zu reisen, um den Vater im Krankenhaus zu besuchen. Der alte Mann bleibt im Buch ohne Namen. Einst musisch und zum Dichten veranlagt, wird er später ein glühender Patriot und überzeugter Kommunist. Die Kindheit der Protagonistin ist von der Strenge und Härte der prinzipientreuen Eltern gekennzeichnet: Als sog. „Kaderkind“, wie es György Dalos in seinem Nachwort eindrücklich erwähnt, prägen Pflichten und Treue zur Kommunistischen Partei den Alltag der Familie. In die Lieblosigkeit der Vater-Mutter-Tochter-Beziehung rutscht die überschäumende, um die Gunst des Vaters werbende Rolle der Geliebten hinein. Rebeca, die ehemalige Sekretärin des Vaters und Daria, die Krankenpflegerin am Sterbebett der Mutter, sind auch in der letzten Lebensphase des Vaters allgegenwärtig. In den widergegebenen Gesprächen schlüsselt die Protagonistin das von Neid und Angst geprägte komplizierte Geliebten-Konstrukt auf.

Maria-Maria verbringt lange, ermüdende Tage im Krankenhaus beim Vater. Sie beobachtet ihn aufmerksam, spricht mit ihm und schämt sich gleichzeitig für ihn, erträgt seine Wutausbrüche und wartet immer wieder auf Worte von ihm. Seit ihrer Kindheit ist das Verhältnis durch eine eigenartige Mischung aus Wortlosigkeit und schematischen Parolen geprägt. Denn: „Mit Vater sprach ich keine Sprache / Nicht einmal Rumänisch / Selbst wenn er zu Hause war“ (S. 71).

Hingegen entfließen der Tochter im Schreiben die Worte, wird das Schreiben zum Gespräch mit und über

den Vater. Sie erahnt, wie er sich seine Beerdigung wünscht, die Grabrede dazu hatte er längst verfasst. „Vater möchte am liebsten ein Mausoleum / Eine Statue, wie die Helden / Wie Lenin im gläsernen Sarg“ (S. 192)

Ein besonderes Moment ist die Rückkehr in die alte Wohnung, wo die Protagonistin ihre Tage in Bukarest verbringt. Die Wohnung ist voller Staub, fremd und vertraut zugleich. In ihrem alten Kinderzimmer fühlt sie sich den Erinnerungen ausgeliefert: „Mitten im Bett ist eine Kuhle / Ich falle immer wieder hinein / Wie in einen Alptraum / gefangen in der Kindheit“ (S. 255).

Das Schreiben wird zum Emblem des unendlichen Wartens auf die Fürsorge des Vaters, die sich zu keiner Zeit einstellen kann, so sehr ist dieser bis zum Tod in seiner Euphorie für die kommunistische Idee gefangen. Gleichzeitig wird im Schreiben die Mystizität und Monsterhaftigkeit des Vaters entlarvt. Es entsteht ein detailliertes persönliches Portrait eines Kommunisten und Vaters zugleich, ein Portrait aus Scherben der Erinnerung.

Am Sterbetag des Vaters ist die Tochter in Venedig, verabschiedet sich aus der Ferne von ihm und überlässt den Geliebten die letzte Würdigung im Krankenhaus.

Mit kurzen, knappen Worten rekapituliert Maria-Maria ein ganzes Leben. Man lauscht in jedes Wort ihres inneren Monologs hinein, um weitere Facetten des Vaters, des vielleicht größten Patrioten des Landes, zu erfahren. Ein leises, aber zugleich mehrstimmiges Buch, das viel über die Generation der am Aufbau des Kommunismus in Rumänien Beteiligten verrät und für den Deutschen Buchpreis 2018 nominiert wurde. So schwer die Last der Vergangenheit wiegt, so sehr gelingt es Banciu in einer leicht zugänglichen Sprache, die dunklen Kapitel des Familienbuches aufzuschlagen und ihren eigenen Platz darin zu finden.



Carmen-Francesca Banciu
Lebt wohl, Ihr Genossen und Geliebten! Palm Art Press,
Berlin 2018, 376 Seiten,
25,00 Euro.

Wie man das Leben würzt

VON SILVIA IRINA ZIMMERMANN

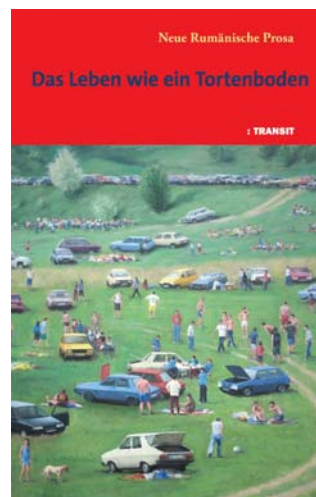
„Sieben Schriftstellerinnen und sieben Schriftsteller reflektieren in Erzählungen und Romanauszügen mal mit Witz, mal ganz ernsthaft über Menschen und deren Alltag im heutigen Rumänien. In Zeiten scheinbar grenzenloser Freiheiten und vielfältiger Optionen muss ein Weg gefunden werden, das Leben selbstständig und aufregend zu gestalten. Das finstere Kapitel der rumänischen und europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts lässt sich aber nicht verdrängen; „das Politische greift dramatisch ins Private ein.“ – so die Beschreibung des Verlags zur Anthologie mit dem rätselhaften Titel, der ein Zitat aus dem ersten Prosastück aus dem Roman „Manege frei“ von Lucian Dan Teodorovici (übersetzt von Katharina Docu) ist. Darin erklären die Passanten einem auf dem Fenstersims eines Fensters im fünften Stock stehenden Mannes, dass das Leben „trotz vielfacher Beschwerden doch lebenswert sei: ‚Ja‘, geben einige verständnisvoll zu, ‚ja, das Leben ist wie ein schlechter Tortenboden. Es zerbröseln, wenn du nicht damit rechnest, bricht entzwei, ein paar Stücke gehen den Bach hinunter. Aber was ist mit der Creme? Was mit dem Sirup? Wenn man den Boden mit Sirup zu tränken weiß, wenn man die richtige Creme darüber streicht, wird schließlich eine köstliche Torte draus. Mit schlechtem Boden, aber trotzdem köstlich...“

Für die junge Frau in Adela Greceanus Roman „Die Braut mit den grünen Socken“ (übersetzt von Julia Baumgart und Christine Niehoff) sind es mehrere Liebschaften, die ihr den faden Alltags würzen, ohne ihr einen wirklichen Genuss zu bereiten, da jede ihrer Liebesphasen austauschbar ist und keine besonderen Erinnerungen zu hinterlassen scheint: „Ich könnte sagen, dass eine Liebe bei mir erst dann endete, wenn sie durch eine andere Liebe oder die zahlreichen Neuanfänge mit Paul ersetzt wurde. Ich entsinne mich beispielsweise, dass ich in dem Moment von Adam geheilt war, als ich mich in Alexandru verliebte. Während ich Șerban erst vergaß, als Paul zurückkam. Nachdem wir gut einige Monate getrennt gewesen waren. Ich weiß nicht, was mich dazu brachte, an diesem Abend durch den Park zu gehen. Mir floss der Schweiß in Strömen. Jede Menge Vögel flogen wie verrückt umher. Ich bin sicher, dass diejenigen, die so schrill kreischten, gar keine Vögel waren, sondern Fledermäuse. [...] Nicht einer meiner Geliebten ist bei mir, aber keiner ging ganz fort. Was jetzt mit mir geschieht, wird Jahre dauern und ist nichts anderes als ihr langes Fortgehen.“

Das einzige vollständig im Band wiedergegebene Erzählstück, „Die Frau überquerte die Straße“ von Petru Cimpoianu (übersetzt von Hubertus Wester-Ebbinghaus) nimmt den Leser zugleich in den Schreibprozess

des Autors mit. Man wird Zeuge, wie sich auf den nächsten Seiten ein Frauenschicksal allmählich kristallisiert, als würde der Autor vor den Augen des Lesers den Teig kneten, aus dem die Figur entstehen soll – eine Figur, die erst am Ende lebendig zu werden scheint, als ihr Unvermögen, das Leben selbst in die Hand zu nehmen, und ihr Versagen, Kostbares sorgfältiger zu bewahren, eine tragische Note erhalten: „Die Frau besann sich: der Geldschein! Plötzlich lief ihr ein kalter Schauer den Rücken hinunter. Sie hatte ihn ganz vergessen! Sie schob die Hand in die Tasche... tiefer... Er ist nicht da! Vielleicht in der anderen? Vielleicht hat sie ihn woanders hingesteckt, ohne es zu merken... Sie hielt inne. So verharrte sie einige Sekunden, ganz versteinert. Aber wie? Warum? Das ist ungerecht! Wie war es möglich, dass... Und wann? Sie springen immer noch fröhlich herum und ahnen nichts. Sie soll es ihnen nicht jetzt sagen. Morgen. Morgen wird sie ihnen in Ruhe erklären, wie es passiert ist. Sie werden es verstehen, sie sind ja schon groß. Gabi ist in der dritten Klasse... Der Arm, der sie geschützt, wobei er sie ab und zu berührte? Ihr hatte der Tabakgeruch, der aus seiner Richtung kam, nicht gefallen... Oder sie sagt ihnen besser nichts. Sie wird sich verärgert zeigen. Weil ihr nicht brav wart. Oder sie wird ihnen sagen, dass es den Weihnachtsmann eigentlich nicht gibt. Eigentlich gibt es ihn auch nicht. Genauso ist es.“

Bröselig und ungewiss scheint die Lebensgrundlage aller Helden der Erzählungen des Bandes „Das Leben wie ein Tortenboden“ zu sein. Aber der „schlechte Tortenboden“ der Heldenschicksale gewinnt mit der jeweils erzählten Situation, mal süß, mal dramatisch, mal ironisch oder melancholisch, seinen Reiz, entfaltet seinen spezifischen Genuss und weckt die Lust am Weiterlesen des einen oder anderen Romans in voller Länge.



Daniela Duca, Anke Pfeifer,
Valeriu Stancu (Hg.)
Das Leben wie ein Tortenboden. Neue Rumänische Prosa.
Transit Verlag, Berlin 2018,
240 Seiten, 20,00 Euro.

Unbehaust im Globalen Dorf

VON HORST SAMSON

Sie könnte die nächste Nobelpreisträgerin in der Sparte Literatur sein, die am 15. März 1942 in Temeswar/Timișoara geborene Otilia-Valeria Coman, die unter dem Namen Ana Blandiana in die Geschichte der Weltliteratur einging. Sie ist die bedeutendste Schriftstellerin Rumäniens und weit über die Grenzen ihres Landes, in der literarischen Welt aller Kontinente bekannt. In Zeiten der kommunistischen Diktatur in Rumänien hat sie allen Stürmen widerstanden – unbeugsam, im aufrechten Gang.

Bewundernd liest man in Ana Blandianas Essay „Menschen ohne Gedächtnis“ (in dem Essayband „In einer spanischen Herberge“, 2012) ihre genial einfache, aber verblüffend bereichernde Erkenntnis, über die geistige Essenz für ein Europa der Gleichberechtigten: „Der Osten muss sich an die Geschichte des Kommunismus erinnern. Das Erbe eines gelebten Leidens ist sein Beitrag zu Europa.“ und sie betont, dass Freisein viel schwieriger sei als Nichtfreisein.

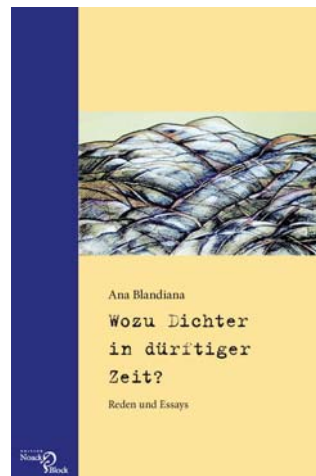
Ihr neuer Band „Wozu Dichter in dürftiger Zeit“ umfasst Reden und Essays, setzt auf Mut und Kritik, auf Leistungsbereitschaft und das offene Wort. Sie scheut dabei den Mainstream, nicht aber das notwendige Unpopuläre und den Kassandraruuf, auch wenn es weh tut. In der titelgebenden Rede, die sie anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die West-Universität Temeswar am 6. Dezember 2014 gehalten hat, richtet sie ihr Augenmerk auf die Position des Schriftstellers, auf das „Überleben einer Kollektivität“ und den „Widerstand durch Kultur als Ausdrucksform des Geistes und der Erinnerung der Gesellschaft“ (S. 26/27). Ihre „Temeswarer Rede“ beendet sie mit der Antwort auf die Hölderlin'sche Verszeile: „Wozu Dichter in dürftiger Zeit?“ wie folgt: „Der Dichter ist aber nur Zeuge und nicht der Erschaffer der Welt. Wenn die Welt von den Dichtern geschaffen worden wäre, sehe sie ganz anders aus!“ Diese idealistische These klingt sympathisch, zu fürchten aber ist, dass sie sich in der Realität nicht bewährt.

Dass Ana Blandiana eine engagierte und mutige Frau ist, steht außer Frage. Den Beweis liefert sie mit ihrer vielbeachteten, aber auch in Teilen kritisch rezipierten und diskutierten „Klausenburger Rede“, gehalten am 24. März 2016 in der Aula Magna der Babeș-Bolyai-Universität Klausenburg/Cluj-Napoca, anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde an die Schriftstellerin.

In diesem Zusammenhang bezieht sie Position gegen die Verteufelung der Begriffe Nation, Nationalität und Nationalismus, die sich im ausgehenden 19. Jahrhundert als

ordnende und befriedende Kategorien erwiesen haben: dadurch würden „die Tradition, das Erbe der Ahnen, die Solidarität mit den Angehörigen des eigenen Volkes“ geopfert, wobei sie den Begriff Volk dezidiert auch im Sinne einer Familie verstehe, fügt sie hinzu. (S. 51) Beispielhaft folgt auf diesen Satz ein Lob der Bedeutung der Erinnerung (S. 54), bevor sie sich sodann „dem langsamen und heimtückischen Vormarsch der Millionen von Flüchtlingen“ zuwendet, die fest entschlossen seien, „sich nicht zu integrieren, und die versuchen werden, die europäische Kultur und Weltanschauung des 21. Jahrhunderts von innen her auszuhöhlen, um sie mit Imperativen einer Art mittelalterlichen Mentalität zu ersetzen.“ (S. 56)

In ihrer Rede verweist sie auch auf das defizitäre Wehrvermögen der Demokratie und auf Schwächen des Christentums, das orientierungsloser werde von Jahr zu Jahr und folglich den durch Globalisierung unbehausten Menschen immer weniger Heimat, Sicherheit und Orientierung anzubieten imstande sei. Trotz der gravierenden Herausforderungen, bleibt Blandiana letztendlich optimistisch, hoffend, dass „die Bewusstseinskrise, die Europa zurzeit durchmacht, regenerierend wirken wird.“ (S. 57) Die Quintessenz der „Klausenburger Rede“ jedoch kulminiert in ihrem messerscharfen, rationalen wie unabweisbaren Gedankengang (S. 41): „In der gegenwärtigen Lage müsste Europa gemäß der ‚Charta der Menschenrechte‘ die ganze Welt aufnehmen, und wenn Europa dies täte, würde es aufhören, Europa zu sein. Und jene, die diese Ansicht extrem finden, möchte ich daran erinnern, dass Europa es war, das die ‚Charta der Menschenrechte‘ aufgestellt hat, und wenn Europa verschwindet, verschwindet auch diese.“



Ana Blandiana
Wozu Dichter in dürftiger Zeit?
Reden und Essays. Hrsg. von
Katharina Kilzer und Helmut
Müller-Enbergs. Mit einem Vor-
wort von Hans Bergel. Aus dem
Rumänischen von Maria Herlo
und Katharina Kilzer. Edition
Noack & Block, Berlin 2018,
165 Seiten, 19,80 Euro.

„Die Donau ist das Ganze“

VON MARKUS FISCHER

In Péter Esterházy's Roman „Donau abwärts“ wird der von Brigach und Breg zuwege gebrachte Fluss als „sine qua non Europas“, als „flüssiger Code der kulturellen Vielfarbigkeit“ und als „Schlagader des Kontinents“ apostrophiert. Und in der Tat bindet kein anderer Strom der Erde so viele Länder aneinander wie die schöne blaue Donau. Vielleicht deswegen haben die beiden Herausgeberinnen ihrer 2018 erschienenen „Donau-Anthologie der anderen Art“ den auf Totalität abzielenden Obertitel „Der Fluss“ gegeben, zumal die Benennungen der Donau Legion sind, von Duna, Dunaj und Dunărea bis zurück zum Danuvius und zum Ister.

Die Fluss-Anthologie der an der Donau wirkenden Germanistin und Hungarologin Edit Király und der am Neckar tätigen Germanistin und Rumänistin Olivia Spiridon entstand im Rahmen eines von der Baden-Württemberg Stiftung finanzierten europäischen Literaturprojekts, das als Kooperation des Germanistischen Instituts der ELTE in Budapest und des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde in Tübingen konzipiert und durchgeführt wurde, unter Beteiligung von Studierenden aus fast aller Herren Donauländer.

Das stattliche Ergebnis dieser literarhistorischen Aufbereitung der Bücherfluten, die besagter babylonische Strom Europas zeitabwärts wälzt, ist eine Donau-Anthologie der anderen Art insofern, als diese nicht etwa der Geschichte oder Chronologie folgt, sondern einzig und allein dem Leben des Flusses lauscht. Besonders ist diese Anthologie auch, weil jedes der 23 Kapitel mit einer erläuternden und erklärenden Einleitung versehen ist, die den Leser auf die jeweils im Folgenden abgedruckten Texte vorbereitet und einstimmt. Im Kapitel „Farben“ (S. 441 ff.) etwa ist der Kommentar sogar so umfangreich, dass er die von ihm behandelten literarischen Texte gleichsam zurück und buchstäblich ins Kleingedruckte hinab drängt. Wem auch damit noch nicht Genüge getan ist, der kann sich in Edit Király's 2017 bei Böhlau erschienenen Monographie „Die Donau ist die Form“ weitere Reflexionen zu Strom-Diskursen vornehmlich im 19. Jahrhundert zu eigen machen. Besonders ist diese Donau-Anthologie nicht zuletzt deshalb, weil sie unheimlich reich bebildert ist und so dem literarischen und literarhistorischen Lesegenuss einen vielfältigen schwarz-weißen und farbigen Augenschmaus beigesellt.

Die Überschriften der 23 Kapitel, die auf das „Der Fluss als Textfluss“ betitelte Vorwort folgen, lauten: Quelle; Auen, Ufer, Weichbilder; Fische und Fischer; Hochwasser; Abfahrt und Ankunft; Schiff und Wrack; (Imaginierte) Geografien; Mitteleuropa; Brücken; Grenzen; Überquerungen; Übersetzungen; Eisernes Tor; Insel, versunkene; Stadtlandschaften; Krieg; Niederlagen;

Flucht und Verfolgung; Straflager und versteckte Orte; Die große Klammer; Farben; Delta; Mündung. Auf die nach thematischen Gesichtspunkten gegliederten Kapitel der Anthologie folgen dann ein diesen jeweils einzeln zugeordnetes Quellenverzeichnis, sodann ausführliche Bildnachweise und ein Verzeichnis weiterführender Literatur, das in die Rubriken Quellen, Spiel- und Dokumentarfilme sowie Sekundärliteratur untergliedert ist.

Manche Quellen werden in den einzelnen Kapiteln der Anthologie mehrfach ausgeschöpft, so etwa Andreas Okopenkos Roman „Lexikon einer sentimental Reise zu einem Exporteurtreffen in Druden“, manche Schriftsteller kommen in der Donau-Anthologie mehrfach zum Zuge, etwa Johann Georg Kohl, Franz Grillparzer oder Heimito von Doderer, doch generell regieren die Prinzipien der Fülle und Diversität, wobei nicht nur deutschsprachige, sondern auch fremdsprachige Literaturen (in Übersetzungen) zur Geltung kommen.

Zu den rumänischen Autoren, die in der Donau-Anthologie vertreten sind, zählen etwa Nicolae Iorga, Mircea Eliade, Ștefan Bănuțescu und Mircea Cărtărescu, zu den rumäniendeutschen Autoren Oskar Walter Cisek, Hans Bergel, Klaus Hensel, Franz Hodjak, Herta Müller und Richard Wagner, zu den rumänischen Autoren deutscher Sprache Catalin Dorian Florescu und zu den in Rumänien ansässig gewordenen deutschen Autoren Carmen Sylva, weiteren Kreisen besser bekannt unter dem königlichen Namen Elisabeth von Rumänien.

Natürlich kann man einer durch die Vielfalt der Textausschnitte ohnehin etwas kurzatmig wirkenden Anthologie nicht den Vorwurf machen, bestimmte Autoren nicht berücksichtigt zu haben, freilich im Falle des im Kapitel „Quelle“ lediglich erwähnten Friedrich Hölderlin ist dies gewiss eine Unterlassungssünde, und zwar keine lässliche, zumal Hölderlin zu den großen Flussdichtern und -deutern deutscher Zunge zählt. Im Gesang „Der Ister“ heißt es über den Fluss: „Der scheint aber fast / Rückwärts zu gehen und / Ich mein, er müsse kommen / Von Osten. / Vieles wäre / Zu sagen davon.“



Edit Király,
Olivia Spiridon (Hg.)
Der Fluss. Eine Donau-Anthologie der anderen Art. Jung und Jung Verlag, Salzburg und Wien
2018, 491 Seiten, 26,00 Euro.

Ein unverfälschter Einblick

VON MARTIN JUNG

Ein „glaubwürdiges“ und ausgewogenes „Bild der Modernisierung“ Rumäniens im „Vergleich mit anderen europäischen Staaten“ zu zeichnen (S. 30), hat sich Gheorghe Iacob zum Ziel gesetzt. Sein Narrativ lässt sich in wenigen Sätzen zusammenfassen: Die Grundlagen für die Modernisierung legte Alexandru Ion Cuza nach seiner Wahl zum Fürst der Moldau und der Walachei 1859. Darauf aufbauend erlangte Rumänien in der Zeit bis 1914 eine dominierende Stellung in Südosteuropa und fand in der Zwischenkriegszeit Anschluss an das westliche Europa. Dieser „Prozess der Synchronisierung mit der europäischen Entwicklung“ (S. 45) beziehungsweise die „Transformation der Gesellschaft im westlichen Sinne“ (S. 10) wurde durch den Zweiten Weltkrieg unterbrochen. Modernisierung ist laut Iacob ein durchgängig nationales Projekt, das eng mit der Konsolidierung des Nationalstaats, der Sicherung seiner Unabhängigkeit und der europäischen Integration verflochten ist.

Im Großen und Ganzen schreibt Gheorghe Iacob eine Erfolgsgeschichte. Er räumt zwar zahlreiche Misserfolge und Missstände ein, zeigt sich aber deutlich um deren Abschwächung bemüht. Auch wenn Rumänien zum Beispiel „1932 nur eine Beschulungsrate von 59,8 % im Primärbereich“ aufwies und „damit auf Platz 26 von 27 Ländern lag“, geht er davon aus, dass „in gewisser Weise die Zivilisation des rumänischen Dorfes bis zu einem gewissen Grad die fehlende Bildung kompensierte“ (S. 230). Wie er zu diesem Schluss kommt und wie sich die Kompensation gestaltete, lässt er offen. Dies erscheint charakteristisch für seine Vorgehensweise.

Grundsätzlich versucht Iacob, sein Narrativ durch vielfältigste Informationen und vor allem Zahlen in Form von Tabellen und Statistiken zu fundieren. Diese dienen ihm zugleich als Grundlage für Rankings, die beständig die erfolgreiche Entwicklung Rumäniens verdeutlichen sollen.

Die Zahlen, Statistiken und Tabellen, die er vielfach von anderen übernommen hat, werden kaum interpretiert und ausgewertet, sondern oft unkommentiert in den Raum gestellt – dies gilt im Übrigen auch für die zahlreichen Zitate. Weiter werden die Zahlen nicht kritisch hinterfragt, beispielsweise wann und in welchem Kontext, von wem, mit welcher Methodik und zu welchem Zweck sie erhoben bzw. angeführt wurden und worin ihre Funktion liegt.

Dass sich Iacob solcher Problematiken bewusst ist, macht sein Kommentar zu den Angaben zur ethnischen Struktur in Siebenbürgen gemäß „der ungarischen Volkszählung von 1910“ deutlich: „Man muss nicht erwähnen, dass die Methoden der Volkszählung die rumänische Bevölkerung deutlich vernachlässigten“ (S. 214). Offenbar

muss man es doch erwähnen, grundsätzlich aber geht er davon aus, dass „der Rückgriff auf Tabellen und Diagramme [...] den Umfang der Kommentare verringert“ (S. 145), also Zahlen – wie auch Zitate – für sich selbst sprechen.

Wie aktuell das 2014 in Rumänien erschienene Buch ist, beantwortet der Autor selbst: Als „neuere Forschungen“ nennt er eine Publikation von 1988 (S. 97), führt unter „aktuellen Darstellungen“ ein Schulbuch von 1993 an (S. 116) oder verweist auf ein „jüngst erschienenes Wörterbuch der Soziologie“ von 1998 (S. 233). Dies unterstreicht eine Auswertung des Literaturverzeichnisses: Der größte Anteil der 287 Einträge datiert auf die Jahre 1970-1989 (80 bzw. 27,88 Prozent), gefolgt von den Jahren 1990-1999 (66 bzw. 23 Prozent). Nur 18 der Einträge (bzw. 6,27 Prozent) datieren auf die Jahre 2000-2009 und lediglich 3 (bzw. 1,05 Prozent) auf die Jahre 2010-2014.

Dennoch lohnt es sich, das Buch von Gheorghe Iacob zur Hand zu nehmen, stellt es doch umfangreiches Datenmaterial zur Verfügung und liefert vielfältigste Informationen. So lernt man zum Beispiel, dass Rumänien um 1900 „nach der Schweiz die meisten Ausländer im Verhältnis zur eigenen Bevölkerung hatte“ (S. 213), in den 1930er Jahren „in der Zahl der Pferde pro Kopf auf dem dritten Platz in Europa lag“ (S. 95) oder die Rumänen in der Zwischenkriegszeit „Getreide, Milch und Käse etwa im selben Umfang wie die entwickelten Ländern verbrauchten, doch bei Fleisch und Zucker weiter hinter ihnen zurück blieben“ (S. 244). Wesentlicher aber eröffnet das Buch einen unverfälschten Einblick, wie es zumindest um Teile der Historiographie in Rumänien bestellt ist, welches Verständnis von Geschichte dort vorherrscht und wie dies die Darstellung bestimmt. Zudem ließe sich anhand des Buches von Iacob gut die Frage diskutieren, welche Auswirkungen der Umbruch 1989 für die Geschichtsschreibung und die Darstellung der Vergangenheit hatte.



Gheorghe Iacob
Rumänien in der Epoche der Modernisierung (1859-1939).
Academia Press, Wien 2018
(Blickpunkt Rumänien, 3),
260 Seiten, 27,00 Euro.

Eine außergewöhnliche Fundgrube für Experten und Laien

VON SIMON GEISSBÜHLER

Der 2018 erschienene Band 13 der Edition „Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945“ ist ein 800-seitiges Monumentalwerk, das den Holocaust in Rumänien, der Slowakei und Bulgarien behandelt. Mariana Hausleitner zeichnet für die Abschnitte zu Rumänien verantwortlich. Es handelt sich dabei um den einleitenden Übersichtstext (S. 46-74), eine die drei Staaten vergleichende Zusammenfassung (S. 93-95), das Dokumentenverzeichnis (S. 103-111) sowie die Dokumentensammlung (S. 327-559). Die Edition wird abgerundet durch eine Chronologie (S. 733-763).

In ihrer Einleitung hat Hausleitner die neueste Literatur zum Holocaust in Rumänien breit aufgearbeitet. Wer sich in die Thematik einlesen möchte, wird im Moment keine bessere deutschsprachige Darstellung finden. Der Text spannt den weiten Bogen von der Lage der Juden in Rumänien vor 1933 bis zu 1944/45. Spannend zu lesen sind vor allem die Unterkapitel zum deutsch-rumänischen Dissens aufgrund der deutschen Deportationspläne 1942 sowie zu den Hilfsaktionen für Deportierte, weil Hausleitner hier zum Teil neue Befunde präsentiert und ihre eignen Interpretationen einfließt.

Hausleitner zeigt beispielsweise auf, dass der Entscheid der rumänischen Führung, sich den Deportationsplänen der Deutschen zu widersetzen, primär dem Kriegsverlauf und der ab 1943 immer klareren Erwartung des Sieges der Alliierten geschuldet war (S. 93) und nicht einer grundlegenden Änderung der Einstellungen gegenüber den Juden. Hausleitner weist auch mehrfach darauf hin, dass die Quellenlage schwierig ist. Im Gegensatz zu den Deutschen haben die Rumänen ihre Massenmorde an den Juden kaum dokumentiert, und gewisse Akten wurden vor dem Umsturz im Sommer 1944 gefälscht oder vernichtet (S. 73, S. 94).

Die über 200-seitige Quellensammlung zu Rumänien, die rund 150 Dokumente umfasst, ist für Experten wie interessierte Laien gleichermaßen eine außergewöhnliche Fundgrube und wird zukünftigen Generationen von Forscherinnen und Forschern, vor allem solchen, die des Rumänischen nicht mächtig sind, zum Vorteil gereichen. Es finden sich hier öffentlich zugängliche Quellen wie beispielsweise Interviews mit rumänischen Entscheidungsträgern, Tagebucheinträge von Zeitzeugen, antijüdische Dekrete und Gesetzestexte, Protestschreiben und Bittbriefe an die rumänische Regierung, Berichte diplomatischer Vertretungen, Berichte und Instruktionen rumänischer Behörden, Verfügungen und Befehle der rumänischen Streit- und Polizeikräfte oder Protokolle von Ministerratssitzungen. Die Annotationen zu den einzelnen Dokumenten sind außerordentlich sorgfältig

redigiert und sehr nützlich.

Die jahrelange sorgfältige Arbeit, die in diesen Band gesteckt wurde, und der enorme Aufwand, den der Bandkoordinator Ingo Loose, die drei verantwortlichen Redakteurinnen Mariana Hausleitner, Souzana Hazan und Barbara Hutzelmann, die Übersetzer und die wissenschaftlichen und studentischen Hilfskräfte betrieben haben, lassen sich nur erahnen. Das Erreichte lässt sich sehen: Der Band ist ein Meilenstein in der Historiografie des Holocaust an der Peripherie.

Zwei kritische Bemerkungen seien doch erlaubt. Erstens stehen die drei untersuchten Länder in der Edition weitgehend nebeneinander. Der Vergleich der drei Fälle in der einleitenden Zusammenfassung bleibt leider sehr rudimentär. Wenn behauptet wird, „die deutschen Judenberater sowie Vertreter des Auswärtigen Amtes und des Reichssicherheitshauptamtes“ hätten „erheblichen Verfolgungsdruck“ entwickelt und „bis in die letzte Kriegsphase hinein den Massenmord“ vorangetrieben (S. 93), fällt der Text zumindest in Bezug auf Rumänien in ein überwunden geglaubtes Narrativ zurück. Der rumänische (Handlungs-)Spielraum und die rumänische Eigeninitiative und nicht deutsche Einflussversuche, die es natürlich gab, sind die zentralen Erklärungsvariablen, wenn es um die Verfolgung und Ermordung von Juden in rumänisch-kontrollierten Gebieten geht. Dieser Spielraum erklärt auch, warum die von den Deutschen angestrebte Deportation der Juden aus dem rumänischen Kernland nach Belzec und in andere Vernichtungslager scheiterte. Zweitens fehlen in der Quellensammlung Augenzeugenberichte von Überlebenden aus der Bukowina und Bessarabien weitestgehend. Diese zwei Anmerkungen relativieren die Tatsache, dass dieser Band ein Meisterwerk ist, indes in keiner Weise.

Die Verfolgung
und Ermordung
der europäischen Juden
durch das
nationalsozialistische
Deutschland
1933 – 1945

13

Slowakei, Rumänien
und Bulgarien

DE GRUYTER
OLDENBOURG

Bundesarchiv u. a. (Hg.)

Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945.

Band 13: Slowakei, Rumänien, Bulgarien. Bearb. v. Barbara Hutzelmann, Mariana Hausleitner, Souzana Hazan. De Gruyter Oldenbourg Verlag, Berlin u. a. 2018, 800 Seiten, 59,95 Euro.

Einblicke in ein vielfältiges Migrationsfeld

VON ANDREAS OSKAR KEMPF

Laut Mikrozensus leben mittlerweile rund 700.000 Menschen aus Rumänien in der Bundesrepublik. Nach Zahlen des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge bildeten rumänische Migranten im Jahr 2015 hinter Geflüchteten aus Syrien die zweitgrößte Gruppe neu Zugewanderter in Deutschland.

Janka Vogel, Pädagogin und Absolventin des Studiengangs Südosteuropastudien mit Schwerpunkt Rumänien, beschäftigt sich in ihrer empirisch-quantitativ angelegten Arbeit mit der Gruppe der mittlerweile knapp 25.000 Rumänen in Berlin. Bezug nehmend auf den Begriff der Diaspora untersucht die Autorin, inwieweit sich die Gruppe der in Berlin lebenden Migranten aus Rumänien von ihren historischen Vorgängern unterscheidet und somit von einer neuen Form migrantischen Lebens gesprochen werden kann. Ihr Augenmerk richtet Vogel zum einen darauf, inwieweit die Lebenssituation der Migranten durch die erleichterten Mobilitätsbedingungen im Zuge des europäischen Einigungsprozesses und durch moderne Kommunikationstechnologien konturiert ist. Zum anderen adressiert sie ihre Zielgruppe auch als politische Subjekte, indem sie ihr Wahlverhalten beleuchtet. Schließlich möchte sie der Frage nachgehen, inwieweit sich eine Pluralisierung der Migrationsbiographien und -motive beobachten lässt.

Um Antworten auf diese Fragen zu bekommen führt die Autorin im Hauptteil der Arbeit eine eigene Online-Umfrage durch, an der 125 Personen im Alter von 19 bis 85 Jahren teilnahmen. Die Migranten kamen zwischen 1944 und 2015 nach Deutschland und verfügen über die rumänische Staatsbürgerschaft oder besaßen diese in der Vergangenheit. Erhebungsinstrument bildet ein standardisierter Fragebogen aus insgesamt 30 Fragen. Bei zahlreichen Fragen sind für die Antworten Auswahlmöglichkeiten hinterlegt. Sieben Fragen mit Freitext sind offener gestellt; meist evozieren sie ein Antwortverhalten in Form einer Argumentation. Im Einzelnen sammelt die Autorin Angaben zur Sozialstruktur und stellt Fragen zur Ankunftssituation, zu Gründen für die Migration, zu Plänen für die Zukunft, zu sozialen Kontakten im Herkunftsland und zu Rückkehrabsichten. Am Ende stehen Fragen zur rumänischen Präsidentschaftswahl im November 2014.

Als Annäherung an ihren Untersuchungsgegenstand beleuchtet Vogel Herkunfts- und Ankunftskontext der Migration. Sie stellt für Rumänien zum einen die Institutionen, die den Umgang Rumäniens mit seinen Migranten prägen, und die gesetzlichen Grundlagen vor, wie etwa das „Gesetz zur Unterstützung der rumänischen Gemeinden von überall“, das unter anderem das Ziel verfolgt, die rumänische kulturelle Identität der „Rumänen

von überall“ zu stärken. Eingeschlossen werden darin sämtliche Personen aus Rumänien unabhängig von ihrer ethnischen Zugehörigkeit und ihrer Staatsbürgerschaft. Zum anderen behandelt sie vor diesem Hintergrund die rumänische Diaspora-Politik, die sie als nationalistisch bezeichnet, da sie sehr stark auf die Kultur und Rückkehr der Migranten hin angelegt sei.

Bezogen auf den Ankunftskontext liefert die Autorin einen Überblick über verschiedene Phasen der rumänischen Migration der letzten 150 Jahre hinsichtlich des Umfangs und der konkreten Migrationsbedingungen und Beweggründe. Sofern möglich, lässt sie Daten aus ihrer eigenen Erhebung einfließen. Es folgt eine Übersicht über physische Orte und virtuelle Räume der rumänischen Diaspora in Berlin, an denen versucht werde, „das Dort ins Hier zu holen“. An diesen Orten würden Vorstellungen von Heimat reproduziert und eigene Vorstellungen vom Herkunftsland produziert.

Vogel liefert keine am konkreten Einzelfall orientierte Arbeit, die die Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster der einzelnen Akteure beleuchtet. Ihr Beitrag besteht darin, mit ihrer quantitativen Befragung zu einer Bandbreite an Migrationsaspekten ein großes Spektrum an Stimmen eingefangen zu haben. Nach Analyse der erhobenen Daten, die im Anhang ihrer Arbeit klar dokumentiert werden, bildet die rumänische Diaspora in Berlin aufgrund geänderter struktureller Rahmenbedingungen ein Beispiel für eine neue Form von Verweisungszusammenhängen zwischen beiden Kontexten. In Bezug auf das gemeinsame Herkunftsland Rumänien werde aus den Daten die Zerrissenheit deutlich, einerseits zur Verbesserung der Verhältnisse im Land beitragen zu wollen, andererseits sich mehrheitlich eine Rückkehr in das Herkunftsland nicht vorstellen zu können.



Janka Vogel
Die rumänische Diaspora in Berlin. Ein Beispiel für neue Formen migrantischen Lebens.
Peter Lang Verlag, Frankfurt am Main u.a. 2018, LXXXIV, 168 Seiten, 12 farb. Abb., 22 s/w Abb., 6 s/w Tab., 34,95 Euro.

Jassy und die Moldau

VON ALEXANDER RUBEL

Die beiden Bändchen aus der „Europa Erlesen“-Reihe des österreichischen Wieser Verlags gehören thematisch und inhaltlich zueinander, widmet sich der eine doch dem historischen Landstrich der Moldau, zu welcher neben dem rumänischen Teil im Nordosten des Landes auch der westliche Teil der heutigen Republik Moldau gehört, während der andere Texte über die historische Hauptstadt ebenjener Moldau versammelt. Der Herausgeber, Markus Bauer, ist ein hervorragender Kenner Rumäniens und insbesondere der von ihm hier literarisch vorgestellten Region am Rande Europas. Er hat 2009 mit „In Rumänien“ einen sehr lesenswerten historischen Kulturführer vorgelegt und ist zuletzt auch als Betreiber eines Informationsportals zur rumänischen Kultur und Literatur (<https://www.kultro.de>) hervorgetreten. Die thematische Nähe der beiden Bände lässt sich auch anhand der Auswahl der Autoren erkennen, von denen eine ganze Reihe in beiden Büchern – jedoch mit unterschiedlichen Texten – auftauchen. Wir finden thematisch relevante Texte rumänischer Klassiker wie Mihai Eminescu, Vasile Alecsandri oder Alexandru Vlahuță ebenso wie die frühen Chronisten Miron Costin und Dimitrie Cantemir. Neben den im deutschsprachigen Raum wohl nicht gerade übermäßig bekannten rumänischen Klassikern, zeichnet sich die Textauswahl des Herausgebers indes hinsichtlich der moderneren und zeitgenössischen Autoren besonders in dreierlei Hinsichten aus. So bringt er zum Einen dem Leser solch großartige Literaten, wie den früh verstorbenen M. Blecher oder den modernen Klassiker Mihail Sadoveanu näher, wobei letzterer hierzulande nur Lesern aus der ehemaligen DDR bekannt sein dürfte. Zum Zweiten finden sich illustrative Reiseberichte aus teils entlegenen Quellen über Jassy/Iași und die Moldau in den Bändchen wieder, von denen die meisten trotz ihres informativen und kurzweiligen Gehalts nur Spezialisten entlegener Reiseliteratur bekannt sein dürften. Und drittens bieten beide Bände Einblicke in die gegenwärtige Literaturszene dieser Region am Rande Europas. Neben den aufgrund der deutschen Übersetzungen in unserem Sprachraum bereits leidlich bekannten Autoren wie Dan Lungu, Norman Manea oder Varujan Vosganian hat Bauer auch Texte interessanter Gegenwartsautoren selbst übersetzt, denen man unbedingt Buchveröffentlichungen in Deutschland wünschen würde. Zu dieser Gruppe gehören etwa Radu Pavel Gheo, Lucian Dan Teodorovici oder der Lyriker Ovidiu Nimigean. Von Aufbau und Gliederung her unterscheiden sich die beiden Bände grundsätzlich. Das der Moldau gewidmete Buch ist in thematisch klar strukturierte Unterabteilungen gegliedert und verfolgt mit geographischen, ethnographischen und sozio-literarischen Einteilungen eine eindeutige Linie. Der

Band zu Jassy versammelt dagegen alle Texte ohne zunächst sichtbares Ordnungsprinzip in einer langen Reihe. Bei genauerem Hinsehen wird deutlich, dass auch hier geschickt ordnender Sinn waltet. Zunächst wird die Stadt historisch und geographisch-kulturell beschrieben. Darauf folgt die Darstellung des urbanen Raums unter Berücksichtigung der Stadtviertel. Eingestreut folgen Texte über Bewohner, bisweilen literarische Beschreibungen markanter Persönlichkeiten aus unterschiedlichen Zeiten. Weiter bieten Texte von I. Manger, B. Fundoianu oder Y. Shraibman einen Blick auf das jüdische Jassy, dessen Bevölkerung in den 1930er Jahren beinahe zur Hälfte jüdisch gewesen war. Der berüchtigte Pogrom von 1941, der diesem jüdischen Jassy ein Ende bereitete, wird in mehreren Texten erinnert, besonders eindrucksvoll durch den Augenzeugenbericht von Curzio Malaparte, der als italienischer Verbindungsoffizier in Jassy war. Zum Ende hin verfolgt der Band eher eine chronologische Linie anhand literarischer Aperçus von zeitgenössischen Autoren, welche diesen literarischen Reiseführer abschließen. Beide Büchlein warten übrigens mit bemerkenswerten Fundstücken auf. Neben den für manche Leser sicher überraschenden Verbindungen bekannter Autoren zu dieser Region und ihrer Hauptstadt – so stammte die Mutter Nicolaus Sombarts aus Jassy und Heinrich Böll war ebendort stationiert –, sind besonders einige ältere Reiseberichte oder die Zeugnisse eher unbekannter Dichter von Interesse. Eindrucksvoll sind die Aufzeichnungen des Wandergesellen Ernst Christoph Döbel, der sich in den 1830er Jahren in der Moldau verdingte und sogar zum Direktor einer Wagenmanufaktur in Bârlad aufstieg. Glücklicherweise ist das seltene Buch im Internet zugänglich, und interessierte Leser, die wie der Rezensent durch die in Bauers Moldau-Band abgedruckten Passagen neugierig geworden sind, können die Abenteuer des

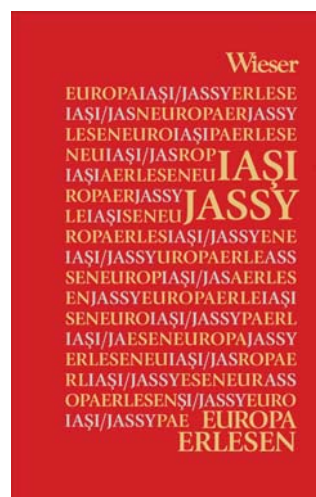
Wandergesellen weiter verfolgen, wie überhaupt die sorgsam ausgewählten Texte beider Büchlein Lust auf mehr wecken.

Markus Bauer (Hg.)

Europa Erlesen: Moldau/Moldova. Wieser Verlag, Klagenfurt 2017, 295 Seiten, 14,95 Euro.

Markus Bauer (Hg.)

Europa Erlesen: Iași/Jassy. Wieser Verlag, Klagenfurt 2018, 265 Seiten, 14,95 Euro.



Deutsch-Rumänische Gesellschaft

c/o Dr. Gerhard Köpernik • Horstweg 39 • 14059 Berlin
www.deruge.org

Vorstand

Präsident Dr. Gerhard Köpernik

Vizepräsidentin Hermine-Sofia Untch

Schatzmeister Tony Krönert

Schriftführerin Mona Vintilă

Beisitzer Dr. Raluca Fritzsch

Christof Kaiser

Wilfried Lohre

Dr. Natalia Toma

Beirat

Carmen-Francesca Banciu

Axel Bormann

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Dahmen

Prof. Dr. Ruxandra Demetrescu

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller

Alexander Roth

Dr. Josef Sallanz

Marianne Theil

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

- Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.
- Ich möchte die DRH gegen eine Spende beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.
- Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.
- Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Adresse der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft oder an redaktion@deruge.org.

Beitrittserklärung

Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!

Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108 • BIC: PBNKDEFF

Deutsch-Rumänische
Gesellschaft
Herrn Tony Krönert
Deulstraße 22
12459 Berlin

Name:

Anschrift:

E-Mail:

Telefon:

Ort, Datum, Unterschrift: